XIII. Jahrg. Berlin, den 7. Januar 1905. Nr. 15.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Seite
Port Nikolaus 47
Spanische Kultur. Von Wilhelm Hasbach 55
Wiener Werkstätten. Von Karl Scheffler 65
Lüschen. Von Ilse Franke 67
Die sendlinger Bauernschlacht. Von Hans Hopfen 71
Börsenreform. Von Pluto 75
Notizbuch 79

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
Friedrichstraße 10.
1905.

Erstes Spezialgeschäft für Gaskronleuchter.

Multiplex

Internationale Gaszünder Gesellschaft m. b. H.
Berlin W. Leipzigerstrasse 111.

Gasglühlicht f. Verbindung m. elektr. Multiplex-Fernzündung bietet dieselbe Bequemlichkeit wie elektrisches Licht und kostet nur ein Zehntel.

Die Multiplex-Gesellschaft in Berlin nennt auf Anfrage gerne ihre Vertreter an anderen Plätzen.

Die
* * * * * * * **Deutschen Bronzen** * * * * * * *
der

Aktiengesellschaft vormals Gladenbeck & Sohn

BERLIN-FRIEDRICHSHAGEN

:: :: :: **sind auf allen Ausstellungen preisgekrönt.** :: :: ::

PARIS 1900 „Grand Prix"
ST. LOUIS 1904 „Grand Prix" und Goldene Medaille.

Ausstellung und Verkauf: **Leipziger Strasse 111.**

Nationalstenographie.
Lehrgang in 3 Briefen z. Selbstunterricht. 81.—100. Tausend. Probebrief umsonst.
Verlag für Nationalstenographie Liegnitz.

Abschriften, Masch.-Diktate, Stenogramm, im Hause u. außerh. Vervielfält.
HENNY REWALD, BERLIN S. 42, Prinzenstr. 84.

Spezialität:
Münch. Löwenbräu, Fürstenberg-Bräu, Tafelgetr. Sr. Maj. des Kais. à Siphon v. M. 1.50 an.

Flaschenbier, Siphonbier

			in Siphons à Liter
Münchener Löwenbräu	15 Fl.	3.—	50 Pf.
Fürstenberg-Bräu, Pilsener	15 „	3.—	60 „
I. Aktien Kulmbacher	15 „	3.—	50 „
Patzenhofer dunkel	30 „	3.—	35 „
Helles Lagerbier	30 „	3.—	30 „
Versandbier	30 „	3.—	35 „
Grätzer Gesundheitsbier	25 „	3.—	
Berl. Weissbier, ohne Zusatz	30 „	3.—	
Juliushaller Sauerbrunnen	25 „	3.—	
Engl. Porter	10 „	4.—	
Engl. Pale Ale	10 „	4.—	

Siphonbier ist d. beste u. bill. Bier im Hause, schmeckt frisch w. v. Fass und hält sich wochenlang.

C. G. Canitz, Berlin SW. 11
Schönebergerstr. 16, Bogen 51/62.
Telephon: Amt 9, 7590.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft" durch den Verlag der Zukunft Berlin, Friedrichstrasse 10 sowie durch sämmtliche Annoncen-Expeditionen.

Berlin, den 7. Januar 1905.

Port Nikolaus.

Sechs Jahre und neun Monate hat das blaue Russenkreuz im weißen Felde den Schiffen, die der Mündung des Peiflusses nahten, die stolze Botschaft zugerufen: Bis hierher, vom Weißen bis ans Gelbe Meer, reicht die Macht des Herrn aller Reussen. Sechs Jahre und neun Monate nur. In der letzten Novemberwoche des Jahres 1894 hatten die Japaner unter Oyama die chinesische Seefestung Port Arthur nach kurzer Belagerung erobert. Am siebenzehnten April 1895 wurde sie, wurde das ganze Liautung ihnen feierlich zugesprochen. Doch dieser Friedensvertrag von Shimonoseki sollte nicht lange gelten. Noch war seit der Unterzeichnung nicht eine Woche verstrichen: da ließen die Regirungen von Rußland, Deutschland und Frankreich in Tokio identische Noten überreichen, die mit höflicher Entschiedenheit forderten, Japan solle auf Liautung verzichten. Denn so lange der Mikado auf dieser Halbinsel gebiete, sei die Hauptstadt Chinas und die Unabhängigkeit des koreanischen Kaiserthumes bedroht. Den Japanern blieb keine Wahl; den vereinten Kräften dreier Großmächte konnten sie nicht widerstehen. Am fünften Mai antwortet der Mikado: er werde Port Arthur räumen, sobald China die erste Rate der zweihundert Millionen Taels gezahlt habe, die als Ersatz der Kriegskosten im Vertrag zugesagt seien. China hat natürlich kein Bargeld, aber Rußland schafft Rath. Herr Rothstein, der Direktor der petersburger Internationalen Bank (dieser gelehrige Schüler Georgs von Siemens ist vor ein paar Wochen gestorben), geht nach Paris und bereitet, in Wittes Auftrag, gegen Verpfändung der chinesischen Zolleinnahmen eine von Rußland garantirte Chinesenanleihe vor, deren Emission schon am neunzehnten Juli 1895 beginnt. Im

Herbst zahlt China dreißig Millionen Taels; im November räumt Japan Liautung. Ungefähr um die selbe Zeit schließt der russische Gesandte Graf Cassini in Peking, sechs Monate später der russische Minister Fürst Lobanow in Petersburg mit Li-Hung-Tschang einen Vertrag; der Text beider Verträge wird geheim gehalten. Nikolai Alexandrowitsch heischt die Vermittlerprovision; und ein Makler von solchem Rang ist nicht billig. Rußland, das an China schon so unendlich viel Liebes und Treues gethan hat, will auch für die Neubefestigung von Port Arthur noch sorgen. Dafür wird ihm erstens das Recht gewährt, in Kriegsfällen Port Arthur und Kiautschou als Stützpunkte seiner Flotte zu benutzen, zweitens der Bau der mandschurischen Bahnstrecke Nertshinsk-Tsitsikar-Wladiwostok gestattet, die einen fast sechshundert Kilometer langen Umweg spart. Der kluge Greis Li hat nichts dagegen; läßt sogar, trotzdem er die Russentaktik kennt, einen Paragraphen durch, der dem Zaren erlaubt, zum Schutz der Eisenbahnlinie in dünn bevölkerten Gegenden Infanterie und Kavallerie in Bereitschaft zu halten. Er warnt nur, beinahe zärtlich, nicht etwa südwärts vorzudringen, sich nicht an der Liautungküste festzusetzen; sonst seien unabsehbare Verwickelungen sicher. Das leuchtet dem allmächtigen russischen Finanzminister ein; wir, spricht er, brauchen, einstweilen wenigstens, Port Arthur gar nicht, brauchen auch in der Mandschurei keine militärische Herrschaft, sondern nur freien Spielraum für unsere wirthschaftliche Expansion. Da wird, am fünfzehnten November 1897, Kiautschou von deutschen Seesoldaten besetzt. Rußland, das eine neue Gefahr wittert, erzwingt in Peking die Erlaubniß, für die Dauer des Winters eine Garnison nach Port Arthur zu legen. Am sechsten März 1898 pachtet Deutschland Kiautschou, einundzwanzig Tage danach Rußland Port Arthur; trotz Lis Warnung sichert die zarische Regirung sich auch das Recht, den bis an die Straße von Tschili führenden Bahnstrang zu bauen. Witte ward überstimmt. Der Pachtvertrag sollte zunächst fünfundzwanzig Jahre gelten. Schon durchstreiften Kosaken die Mandschurei; jetzt durfte auf den Wällen der ohne Blutverlust eroberten Festung die weiße Kriegsflagge mit dem blauen Kreuz gehißt werden.

*

Da weht sie nun nicht mehr. Da leuchtet, wie vor zehn Jahren, wieder die rothe Sonnenscheibe, die sechzehn Strahlen an die Ränder des Flaggentuches sendet; die sieghaft aufgehende Sonne Japans. Port Arthur ist gefallen. Das war längst zu erwarten, war im Sommer schon oft für den nächsten Tag vorausgesagt worden. Doch nur Wenige hatten wohl dem tapferen General Stoessel zugetraut, er werde lebend die Festung dem Feind übergeben.

Der, dachte man, wankt und weicht nicht, so lange noch ein zum Widerstand gewaffnetes Häuflein in den Schanzen kauert, und sprengt lieber den letzten Trümmerrest, sich selbst und sein Weib in die Luft, als daß er die Kapitulation unterschriebe. Nach seinen eigenen Worten mußte mans glauben; dennoch hat er, „weil weitere Widerstandsversuche unnützlich wären", am ersten Januar dem General Nogi die Kapitulation angeboten. Totleben lag verwundet im Spital, als Sebastopol fiel; Stoessel ist von einer Kugel getroffen worden, doch aufrecht geblieben. Was mag im Hirn dieses Helden vorgegangen sein? Hat er nur dem Befehl des Zaren gehorcht, der ihn anwies, wenn die Munition verschossen sei mit der Kapitulation nicht zu zögern? Er brauchte solche Weisung nicht abzuwarten, denn er war, wie Gustav Adolf, der deshalb, nach dem Wort Wallensteins in Schillers Tragoedie, „unwiderstehlich, unbesiegt auf Erden" sein konnte, König in seinem Heer und Herr über den Ausgang, für den er mit Ehre und Kopf zu haften hatte. Das nöthige Sprengmaterial konnte er aufsparen und seinen Namen mit rothem Herzblut ins Buch der Heroengeschichte schreiben. Der Bürger Lamartine hat freilich gesagt: Les ambitions font les soldats; les principes seuls font les héros. Und nach den Grundsätzen der Vernunft hat Stoessel richtig gehandelt; wer sich nicht mehr wirksam vertheidigen kann, soll nutzlose Opfer meiden. Hier aber konnte auch ein weiser, nicht von flackerndem Ehrgeiz geblendeter Soldat aus der Summe der Möglichkeiten andere Pflicht errechnen. Daß die Festung nicht mehr lange zu halten war, wußte Jeder und Keiner hätte gestaunt, wenn sie gestürmt worden, schon im Oktober in die Hand des durch eine Minenexplosion noch geschwächten Feindes gefallen wäre. Daß aber der Vertreter des Weißen Zaren einen Parlamentär ins japanische Lager geschickt hat, wird die gelbe Menschheit nie wieder vergessen. Wer weiß? Vielleicht hatte die übermenschliche Anstrengung der Schreckenszeit auch diesem Zähen die Entschlußkraft gelähmt. Vielleicht übertönte die Stimme zornigen Grams die Mahnung des Soldatenherzens. Monate lang hatte er mit seiner Schaar ausgeharrt, nicht den Tod nur täglich, nein: die grausige Qual, das trostlose Elend der Kreatur vor Augen. Niemals Ruhe; kaum die Frist zur Verscharrung der Leichen, deren Aasgeruch schon die Gier der Raubvögel anlockte. Immer im Dienst, um den Zagen ein Beispiel zu geben, die Lauen anzufeuern. Fast ein Jahr lang. Der nächste Morgen mußte ja Hilfe, den Dämmerschein einer Hoffnung wenigstens bringen. Nichts. Kein Entsatzversuch. Die alte Flotte vernichtet, die neue, ohne Verstärkung unzulängliche noch allzu fern; und Kuropatkin am Schafluß in Winterruhe. Mußte da nicht endlich der Gedanke aufkommen, Port Arthur gelte in der Heimath schon als verlo-

rener Posten? Wenn aber nur unser schwindendes Häufchen das Aeußerste wagt, wenn das Vaterland uns aufgegeben hat, dann ists Verbrechen, für das Phantom einer Waffenehre, das in Petersburg keines Mächtigen Schlummer stört, noch länger russische Menschen hinschlachten zu lassen. So mag Stoessel gedacht und deshalb der Epopöe, die unter dem rothen Ball der Herbstsonne oft an Mythenlieder erinnert hatte, einen so vernünftigen Abschluß gegeben haben.

*

Viel besser als in Sebastopol nach der Erstürmung der Kornilewbastion wirds in Port Arthur jetzt wohl nicht aussehen; vielleicht schlimmer. Alas, poor country! „Nur wer nichts weiß, verlernte nicht das Lächeln; die Luft zerreißen Jammer und Gestöhn und Niemand achtet drauf; die Totenglocke läutet und Niemand fragt, für wen.“ Japan aber hat endlich wieder, was der russisch-deutsch-französische Dreibund ihm vor einem Jahrzehnt entriß, und sitzt heute fester als damals auf der Liau-Halbinsel. Doch wird die Freude in Tokio nicht ganz ungetrübt sein. Die Einnahme der Festung hat viel mehr Zeit, Blut und Geld gekostet, als die kühnen Männer von Nippon erwartet hatten. Seit dem März war die Hafenstadt ernstlich gefährdet, seit dem Mai die Festung eingeschlossen. Schon während unserer Hundstage grollte das Inselvolk und schalt die Feldherren, die mit den verdammten Russen nicht fertig werden konnten. Am Neujahrstag der Westeuropäer ward es nun erreicht. Aber die Japaner sind nüchterne Rechner und werden sich bald vielleicht sagen: „Den Russen gehts jetzt eben so wie vor zehn Jahren uns. Sie sind, wie wir, ohne genügende Rüstung in den Krieg gezogen. 1895 war ihre Flotte stärker, heute ists unsere. Werden sie die Demüthigung ruhig hinnehmen? Das haben wir nicht gethan; und sie haben mehr Menschen und mehr Geld. Wir haben nicht gerastet, bis wir den neuen Kampf wagen konnten. Genau so werden sie thun; und wir müssen versuchen, mit ihnen Schritt zu halten. Doch die Wirthschaftkraft unseres Landes ist bald erschöpft; und wenn wir dem armen Volk noch stärkere Wehr aufladen, kann es unter solchem Gewicht allmählich den Athem verlieren und sich vom Fremdling in Geldknechtschaft gezwungen sehen.“

Diese Rechnung müßte man heute schon richtig nennen, wenn auf dem Zarenthron nicht Nikolai Alexandrowitsch säße. Mit einem so unsicheren Faktor kann kein gewissenhafter Politiker rechnen. Niemand weiß, was der cerebrasthenische Schwärmer morgen thun wird; kaum versteht man ja, was er gestern that. Von Spekulanten und Abenteurern ließ er sich zur unklügsten Kränkung des Japanerstolzes treiben, hielt sich aber für stark genug, um Frieden gebieten zu können, und hinderte jede ernsthafte Vorbereitung des Krieges. Der Warnung

seines gescheitesten und erfahrensten Ministers verschloß er das Ohr. Die in Ostasien streitigen Fragen dem Machtbereich seiner stümpernden Günstlinge entziehen, sie dem Spruch der zünftigen Diplomaten zuweisen? Unter der Würde eines Erben der Palaeologen. Plehwe war sein Mann. Der sanfte, gutmüthige Träumer horchte andächtig auf den weisen Rath dieser Büttelseele. Jedes Blatt der russischen Geschichtbücher lehrt, wie wenig das Reich der Zaren seinen Waffen, wie viel geduldigem Abwarten und schlauer Ausnutzung der Umstände zu danken hat. Doch Wjatscheslaw Konstantinowitsch Plehwe sprach: „Durch seine Bayonnette, nicht durch Diplomatenkunst, ist Rußland geworden, was es ist." Und der Kaiser nickte ihm Beifall. Unberechenbar. Wenn die Nervenkraft ihm erlahmt, wird er durch hastigen Friedensschluß den Heilandsruf zu retten versuchen. Auch dieser Friede wäre freilich nur ein Waffenstillstand. Der nächste Gossudar müßte die Scharte auswetzen; und die dumpfe Wuth des Schwertadels, der neuen Strelitzen, die sich vor Europa und Asien gedemüthigt, entehrt und um den Kampfpreis betrogen sähen, könnte in Tobsucht ausbrechen, die den Thronwechsel beschleunigt. Bis dahin ists weit. Ganz so sicher wie vor Monden noch thront Nikolaus aber nicht mehr; auch ihn zwang die Stunde. In der letzten Dezemberwoche hat er die Grundlagen des Reiches öffentlich diskutirt, Manches vertheidigt, Vieles für unhaltbar erklärt. Ein von Gottes Gnade geweihter Selbstherrscher, dessen Wille höchstes, einziges Gesetz sein sollte und der nie reden, nur stumm handeln dürfte. Das auf dieses Blatt Papier geschriebene Rezept wird das Siechthum der Autokratie nicht heilen. Und ein paar Tage nach der inneren kam die äußere Kapitulation. Ein Zar, der vor allem Volk ein Ministerkomitee zu Berathung und Beschluß aufruft. Ein Khan der Reussen, der einen gelben General um Schonung bitten läßt... Hinter der breiten Stirn des Großrussen wacht der Wunsch, einem starken Herrn blind gehorchen zu dürfen. Kann der zwiefach Geschwächte ihn noch erfüllen? Wenn die Japaner dankbar sind, müssen sie die erorberte Festung Port Nikolaus nennen.

*

Die Behauptung, der Krieg habe Rußlands Ohnmacht erwiesen, wird durch hartnäckige Wiederholung nicht wahrer. Nur die Kurzsicht des armen Kaisers ist erwiesen. Der hat, ohne jede Vorbereitung, sein Volk in den gefährlichsten, technisch schwierigsten Krieg geschickt, den je eine Großmacht zu führen hatte. Der Kriegsschauplatz fast neuntausend Kilometer von der Heimath entfernt. Als einzige Verbindunglinie eine eingleisige Bahn. In der Mandschurei keine irgendwie ausreichende Armee. Das Geschwader dem unfähigen Alexejew anvertraut. Seit diese Zustände bekannt sind, hats eigentlich

nur noch eine wichtige Ueberraschung gegeben: die verzögerte Abfahrt des Ersatzgeschwaders. Auch darin zeigte sich weder Ohnmacht noch Korruption. Rußland hatte, wie das Deutsche Reich, einen Flottenplan, in dem auf Jahre hinaus festgesetzt war, wann die einzelnen Schiffe seetüchtig sein müßten. Als der Krieg erklärt war, wurde Bau und Rüstung der Schiffe überhastet und das Baltische Geschwader fuhr nicht später, sondern früher ab, als man erwartet hatte. Port Arthur wiederum hat sich nicht kürzere, sondern längere Zeit gehalten, als vermuthet worden war. Und alles Uebrige ging, wie es gehen mußte. Daß den Japanern, die dicht an ihrer Basis fechten durften, in der ersten Kriegszeit das Glück lächeln würde, hatte jeder Sachverständige vorausgesehen. Auch in Rußland. Der vorsichtige Kuropatkin und der Hitzkopf Makarow: Beide hatten schon beim Abmarsch gesagt, der Krieg werde zwei bis drei Jahre dauern. Das konnte nur heißen, Japan werde mindestens im ersten Jahr unüberwindlich sein. Um zwanzigtausend ungedrillte Bauern zu bändigen, hat das britische Weltreich zwei Jahre gebraucht. Deutsche Soldaten bemühen sich schon recht lange vergebens, die Horden der Hereros und Hottentoten niederzuwerfen. Beide Mächte waren ohne genügende Vorbereitung ins Feld gezogen. Rußland war noch viel schlechter gerüstet und vor den Aufgaben moderner Technik so rathlos wie ein täppischer Ochsenknecht im Laboratorium des Elektrochemikers. In elf Monaten hat es nichts gegen einen Feind vermocht, der in lückenloser Rüstung, nach fünfjähriger Vorbereitung, ins Feld gezogen war und an militärischer Tüchtigkeit die kühnste Erwartung übertraf. Doch die Söhne des mißleiteten Landes haben sich so gut geschlagen, unter erfahrenen, muthigen Führern so tapfer allen Widrigkeiten getrotzt, daß selbst dieser Feind elf Monate gebraucht hat, um einen wesentlichen Erfolg zu erringen und sich in Liautung die Herrschaft zu sichern.

Die hat er nun; hat Alles, was er begehrte: Korea, Port Arthur, Rache für den Bruch des Vertrages von Shimonoseki. Alles, — nur nicht die Gewißheit, daß er das Erworbene auch zu halten vermag. Wir wollen die Beantwortung der Frage, ob das Baltische Geschwader der Japanerflotte eine Niederlage bereiten kann, getrost den Seestrategen der Stammtische überlassen und wollen einstweilen annehmen, daß Nikolaus, ohne zu schwanken, bei dem Entschluß beharrt, den Krieg zu siegreichem Ende zu führen. Was geschieht dann? Die Russen bleiben in der Mandschurei, die Japaner in Liautung. Port Arthur wird zum dritten Mal befestigt. Kuropatkins Armee wird, auch wenn sie inzwischen noch Schlappen erleidet, so vermehrt, daß sie fünf- bis sechshunderttausend Mann zählt. Mit Aufbietung aller Kraft wird an der Rüstung des dritten russischen Geschwaders gearbeitet. Und ists so weit, dann beginnt

der Kampf von Neuem. Wer solche Prophezeiung auf rasch wechselnde Wolkengebilde malt, soll freilich Shakespeares weises Wort bedenken: „Bei Dingen von so blutigem Antlitz darf Wahrscheinlichkeit, Muthmaßung und Erwartung unsicherer Hilfe nicht in Rechnung kommen". Hier aber scheint keine andere Entwickelung möglich. Selbst wenn die Japaner sich vom Schicksal Bonapartes nicht schrecken lassen, tiefer in die Mandschurei vordringen und Kuropatkin irgendwo zu offener Feldschlacht zwingen, wird kein anderer Ausgang sichtbar. Rußland hat keine Wahl; es braucht wenigstens den Schein eines Sieges. Wer im Glück ist, spricht Treitschkes Lehrer Thukydides, hat freie Wahl und ist ein Thor, wenn er in solcher Lage den Krieg wählt; nur der schlechte Mann aber wird sich, so lange auch nur der gefährlichste Kampf ihm eine Hoffnung läßt, wehrlos dem Willen des fremden Eroberers unterwerfen. Das galt nicht nur für den Peloponnesischen Krieg. Rußland brauchte nicht ans Gelbe Meer zu drängen, konnte noch hundert Jahre die ganze Kraft an die Kolonisation Sibiriens und der Mandschurei setzen; konnte und mußte. Jetzt ists zu spät. Die asiatische Erbschaft der Goldenen Horde ist ihm verloren, wenn es, ohne die äußerste Anstrengung der nationalen Stoßkraft zu versuchen, die Friedensbedingungen hinnimmt, die es erbetteln müßte und die Japan diktirt.

Das würde wohl mild sein; denn es ist ernstlicher geschwächt als der im ersten Waffengang Besiegte. Vielleicht würde es den Anspruch auf Sachalin opfern und den Chinesen die Sorge für die Mandschurei überlassen. Für Japan wäre ein langer Krieg eine Lebensgefahr. Die asketische Enthaltsamkeit der Männer von Nippon verdient nicht geringere Bewunderung als ihr wilder Asiatenmuth; sie streben, Beamter, Offizier und Bürger, nicht nach Luxusgenüssen, richten sich im Engsten, ohne zu murren, ein und sind selig, wenn sie dem Staat Nützliches leisten, fürs Vaterland darben dürfen. Wird das Gewicht der Rüstung aber noch weiter gesteigert, dann ist es nicht mehr zu tragen; auch diese karg Gewöhnten müssen schließlich des Lebens Nothdurft befriedigen. Dazu kommt, daß sie nur hastig ausgebildete Rekruten oder müde Halbinvaliden als Landwehr ins Feld zu schicken haben und daß ihrer jungen Heeresorganisation der brauchbare Offiziersatz schon jetzt fast völlig fehlt. Japan muß schnell siegen, wenn es des Sieges froh werden will, und wäre heute gewiß zu erträglichen Friedensbedingungen gestimmt. Den Durst nach Rache hat es gestillt, sein Prestige ungeheuer gemehrt. Zieht der Krieg sich noch lange hin, dann könnte das Rassenbewußtsein der Neutralen am Ende stärker werden als ihr Russenhaß. Dann könnte man sich in London sogar erinnern, daß der Präsident des japanischen Herrenhauses nach der Mobilmachung die Sätze geschrieben hat: „Uns

ist, als dem Bannerstaat asiatischer Kultur, jetzt die heilige Pflicht zugefallen, China, Indien, Korea, Allen, die uns vertrauen, jedem der Civilisation zugänglichen Asiaten, die Helferhand hinzustrecken. Sie Alle wollen wir, als ihr mächtiger Freund, aus dem Joch befreien, das Europa ihnen aufgezwungen hat, und der Welt damit beweisen, daß der Orient sich auf jedem Kampfplatz mit dem Occident messen kann." Noch ist seitdem kein Jahr verstrichen. An die stolzen Sätze, die aus dem Herzen des gelben Kriegervolkes kamen, will aber Niemand mehr erinnert sein. Die Freude über das Mißgeschick der Moskowiter lärmt viel zu laut. Gelbe Gefahr? Unsinn. Ein Segen für Europa, daß die frechen, trägen, bis ins Mark faulen Russen Hiebe bekommen; je mehr, desto besser. Die so sprechen, müssen entweder glauben, daß Japan Rußland vernichten könne, oder hoffen, der Sieg werde den Hochmuth der asiatischen Vormacht dämpfen. Glaube und Hoffnung wird trügen. Rußland hat so viel chair à canon, wie es haben will; und seine Finanzen sind, trotz allen Preßlitaneien, gesund. Und Japan wird, wenn es im ersten Anlauf jetzt das Ziel erreicht, nicht rasten, bis es die blondborstigen Barbaren aus seinem Osten vertrieben, China, wenns sein muß, gegen den Willen der Mandschu-Dynastie, aus dem Schlaf gerüttelt und den Handel des Riesengebietes an sich gerissen hat.

*

Der Weg in die Klarheit ist weit. Heute jammern nur ein paar deutsche Bankdirektoren, weil der General Stoessel so taktlos war, just in den Tagen die weiße Flagge zu hissen, wo sie ein paar Dutzend Millionen von der neuen Russenanleihe auf dem Hals haben. Auch diese Beängstigten werden bald wieder hell blicken; denn das liebe Publikum wird zwar auf Nogis und Togos Wohl manchen Schoppen leeren, aber die um fetten Köder gewickelten russischen Schatzscheine kaufen und damit beweisen, daß es die Lebenskraft des Zarenreiches noch nicht für gebrochen hält. Und allmählich kehrt dann wohl die Besinnung zurück. Wollen wir Kiautschou, das schon so viel Geld kostet, aufgeben? Ein reisiges Kreuzfahrerheer nach Ostasien schicken? Britaniens Weltmacht von der Russenfurcht befreit sehen und vor der Stunde zittern, wo ein franko-britischer Zweibund dem Deutschen Reich die Weiterrüstung zu Land und zu See verbieten kann? Mit solchem Preis wäre die Freudenpost vom Fall der Liautungfeste zu theuer bezahlt. Wars nicht am Ende wieder ein Dysangelium, die Botschaft von einer Niederlage der weißen Menschheit? Die hätte sie dann dem Friedensfürsten zu danken, der vor wenigen Jahren noch, als Zar von Europa, im kultivirtesten Westen von allen Frommen bewundert wurde.

❦

Spanische Kultur.*)

Spanien sollte nicht von Denen besucht werden, die eine Reihe von anmuthigen, schönen, großartigen Landschaft- und Städtebildern in rascher und bequemer Folge sehen möchten. Auch dem Fußwanderer kann man es kaum empfehlen; dafür ist es auf weiten Strecken zu öde. Nur das Baskenland, Asturien, Galizien, die Sierra Guadarrama, die Sierra Morena dürften (mit starken Einschränkungen) in Frage kommen. Aber sie sind entweder unwegsam oder haben keine bequemen Gasthäuser oder gewähren keine genügende Sicherheit. In noch höherem Grade gilt diese Warnung für den Erholungsucher. Er soll seine Schritte lieber nach anderer Richtung lenken; weder der Zeitvertreib noch die Küche werden ihn befriedigen. Selbst große Städte, wie Barzelona und Madrid, und mittlere, wie Sevilla und Valencia, möchten ihn bald langweilen. Und es sind die einzigen, an die man überhaupt denken darf. Dem Bergsteiger endlich bietet sich nur die Sierra Nevada zur Erprobung seiner Künste; und die ist bald erschöpft. Auch fehlt es an den Einrichtungen, die in den deutschen und österreichischen Alpen das Bergsteigen erleichtern oder gar vergnüglich machen. Man kann daher den Besuch Spaniens nur Denen anrathen, die geistigen Interessen nachgehen wollen. Nun giebt es Männer, für deren berufliche Entwickelung eine Reise nach Spanien entweder nothwendig ist oder die von ihr wenigstens eine Förderung ihrer Berufsthätigkeit erwarten, wie Kunsthistoriker, Philologen, Naturforscher, Künstler, Politiker. Muß ich ausdrücklich sagen, daß diese Betrachtung sich nicht mit ihnen beschäftigt? Ich habe nur Menschen im Auge, deren Zweck nicht der Nutzen, sondern edleres Vergnügen, Erweiterung des Gesichtskreises, Zunahme der Bildung ist. In erster Linie verlangen sie nach Kunstgenüssen; was ihnen das Land sonst noch bieten kann, nehmen sie in den Kauf.

Reisende dieser Art sollten vor dem Antritt ihrer Fahrt nach dem Süden wissen, daß ihre Genüsse ihnen nicht gerade leicht gemacht werden. Wenn ich nicht irre, giebt es in Spanien nur fünf oder sechs öffentliche ständige Gemäldegalerien, während London — ohne Hampton Court — allein fünf zählt. Die in Valencia enthält außer denen von Joanes fast nur Werke aus der unselbständigen Periode der spanischen Malerei und ich glaube nicht, daß Jemand Kadix nur wegen seiner Academia de Bellas Artes besuchen wird. Die in Sevilla ist nur klein, aber sie enthält eine Anzahl hervorragender Leistungen. Das Wichtigste bleiben also die zwei oder drei madrider Museen, wenn man die sehr kleine Sammlung in der Real Academia de Bellas Artes dazurechnen will. Das eine (im Prado) steht, wie bekannt, was die Zahl der Meisterwerke betrifft, über den meisten großen Gemäldegalerien Europas. Aber

*) S. „Spanien": „Zukunft" vom 1. Januar 1905.

Enttäuschungen kommen auch hier vor. Der deutsche Kunstfreund hofft, den murilloschen Straßenjungen, die ihm von München und von London her bekannt sind, auch wohl Szenen aus dem Handwerkerleben der Heiligen Familie, wie er sie in Pest gesehen hat, zu begegnen; aber er sucht sie vergebens. Doch dieser Ausfall wird durch viel Unerwartetes gutgemacht. Schlimmer ist, daß Manche zu Velazquez in kein Verhältniß oder gar in ein feindliches gerathen. Das entschiedenste Mißfallen erregen die königlichen Zwerge, Narren und Cretins, die keinen unbedeutenden Bruchtheil dieser Sammlung seiner Werke bilden; gleichgiltig läßt Viele die nüchterne Behandlung der mythologischen Szenen (Bacchus, Schmiede des Vulkan); aufrichtige Bewunderung erregen dagegen die „Teppichweberinnen", die „Uebergabe Bredas" und einige Bildnisse. Noch abweisender verhält man sich gegen Goya. Immer wieder erhob sich in meinem Kreis der Widerwille gegen den Naturalismus dieses Meisters, immer wieder ertönten Klagen über den bräunlichen Ton der Bilder, die aussehen, als ob sie durch eine Feuersbrunst versengt worden seien. Bemerkenswerth war auch die Wirkung, die das zweite Museum Madrids, das Museo de arte moderno, hervorrief. Nachdem die Deutschen, Engländer, Franzosen all das Schaurige, Grauenhafte, Entsetzliche gesehen hatten, das dort auf die Leinwand gepinselt ist, wurden sie von dem selben Gefühl gepackt, das sich nach dem Anblick eines Stiergefechtes einzustellen pflegt: sie fühlten sich als eine europäische Kulturgemeinschaft, sie rückten einander gleichsam näher und von den Spaniern ab. Hie Europa, hie Afrika! Das sieht man weder im Luxembourg noch in der Nationalgalerie noch in der Arte Moderna: so hieß es; und die Schätze des Musée Wiertz, die von Weitem damit verglichen werden könnten, sind eine isolirte Erscheinung, das Werk der Reflexion, während hier Alles natürlich und im Zusammenhang mit Jahrhunderte alten Tendenzen gewachsen ist. Schon ein Meister wie Ribera — Das darf ich hinzufügen — erregte den Widerwillen Edmondos de Amicis.

Ich hielt es für richtig, diese Urtheile wiederzugeben, weil ich mit diesen Aufzeichnungen meinen Landsleuten einen Dienst zu erweisen bezwecke. Wohl weiß ich, daß sie unfreundliche Erklärungen hervorrufen können. Aus diesem Grunde füge ich einige Worte hinzu. Die so urtheilten, hatten als gebildete Laien den größten Theil aller bedeutenden europäischen Museen besucht. Aber ein wichtiges Element der Kunst wird dem Laien niemals ganz verständlich werden, wenn er die Kunst nicht selbst ausübt: das technische; und Jeder weiß, daß die technischen Probleme in der Geschichte der Malerei eine große Rolle spielen. Dagegen kann der Laie von dem Kunsthistoriker, der die Geschichte der Kultur beherrscht, dazu geführt werden, zu verstehen, in welchem kulturhistorischen Zusammenhang ein Gemälde steht. Der Kunsthistoriker kann ihn auch zum Sehen anleiten und er vermag in die Seele des Künstlers hineinzuleuchten

und kann dessen künstlerische Absichten begreifen lehren. Aber die spanische Kunst wird, wie mir ein Kunsthistoriker bestätigte, in den Lehrbüchern der Kunstgeschichte noch immer vernachlässigt. Ich sehe ganz ab von den einführenden Werken Springers und Lübkes, ich spreche nur von Büchern wie Lübkes Geschichte der Architektur, das in seinen von Spanien handelnden Partien dürftig, oder von seiner Geschichte der Plastik, die ungenügend ist; und was die Geschichte der spanischen Malerei betrifft, so befriedigt sie bisher nur für Ribera, Murillo und Velazquez. So hat der Laie beim Studium der spanischen Kunst größere Schwierigkeiten zu überwinden als bei dem der italienischen. Und weiter gestehe man zu, daß das Geschmacksurtheil überaus willkürlich und launenhaft ist und daß nicht Jeder die Neigung verspürt, sich der Schaar anzuschließen, die hinter einem Führer herzieht, — bis ein anderer Führer einen noch größeren Anhang um sich versammelt. Das ist eine Landsknechtsexistenz. Ich habe erlebt, daß man Correggio als einen der größten Maler pries, bis er angeblich als Manierist entlarvt wurde, daß man Murillo auf den Thron der spanischen Malerei setzte, bis er von Velazquez gestürzt wurde, daß man Raffael als den größten Maler aller Zeiten feierte, bis er als genialer Anempfinder auf die Seite geschoben wurde. Der Laie thut deshalb am Besten daran, Das für schön zu erklären, was ihm gefällt. Dann kann es ihm gehen wie Herrn Lorenz Stark mit seinen Anzügen: er kann mit seinen Urtheilen dreimal aus der Mode und wieder in die Mode kommen. Will er aber immer im Gefolge der Neusten sich aufhalten, dann droht ihm ein Schicksal, das Cervantes schalkhaft in dem Zwischenspiel „Das Wundertheater" gezeichnet hat. Weshalb wohl die heutige Bühne diese Einakter und die Molières verschmäht?

Aus der geringen Zahl der Gemäldegalerien wird man den richtigen Schluß gezogen haben, daß noch manches bedeutende Werk in den öffentlichen Gebäuden Spaniens hängt. Noch mehr gilt Das von den Erzeugnissen der Bildnerei; von diesen Schätzen ist bisher, außer in die von Madrid und Valladolid, nur wenig in die öffentlichen Sammlungen gekommen. Deshalb bringt der Besuch der spanischen Kirchen eine Offenbarung: man gewinnt eine Vorstellung von dem künstlerischen Reichthum der großen mittelalterlichen Kirchen vor der Periode der Plünderung und Verschleppung. Aber dieser Zustand hat auch seine Schattenseite. Er bewirkt, daß man mehr als in anderen Ländern herumreisen und von Kirche zu Kirche wandern muß. Das Reisen aber fordert in Spanien, wie ich gezeigt habe, eine große Opferfreudigkeit. Kunstfreunde werden diese Mühen und Entbehrungen selten auf sich nehmen, wenn sie es nicht schon bis zur Kunstkennerschaft gebracht haben. Dazu kommt nun, daß nicht wenige Personen den spanischen Kirchen keinen Geschmack abgewinnen können. Der in das Mittelschiff eingebaute Chor, der den Ueberblick hindert, die fast bis oben zugemauerten Fenster, die man schon in Nîmes sehen kann,

die Ueberladung mit dekorativem Schmuck, die manchmal die großen architektonischen Linien nicht zur Geltung kommen läßt, die ungewöhnliche Größe, die hier und da mehr den Eindruck der Leere als des Erhabenen giebt: sie erregen in Manchem die Sehnsucht nach den Domkirchen Frankreichs, dessen Baukunst meist durch Uebersichtlichkeit, Maß, Einfachheit und neue Gedanken anspricht. Er glaubt, zu verstehen, weshalb die Franzosen über die lourdes bâtisses ihrer Nachbarn spotten. Auch diese Urtheile habe ich hierhergesetzt, ohne ihnen völlig beipflichten zu wollen. Mich hat die Dunkelheit der spanischen Kathedralen mächtig angezogen, besonders gegen Abend, wenn ein seltsames Licht durch die oberen Fensteröffnungen hineinfluthet und die Frommen, von Finsterniß halb eingehüllt, auf den nackten Steinfliesen knien, demüthig und doch frei von der sklavischen Haltung, die man wohl in slavischen Kirchen zu beobachten Gelegenheit hat; ich habe da das goethische Wort von „der Kirchen ehrwürdiger Nacht" erst ganz verstanden. Mich haben sie gepackt, die ehernen Stimmen der spanischen Klerisei, die aus dem Chor zu mir herüberdrangen, und tief empfunden habe ich die Ruhe und Weihe der Kreuzgänge und Blumenhöfe, dergleichen man selbst in Italien vergebens sucht. Dabei stellte ich mir oft die Frage nach dem Wesen des religiösen Gefühles dieses Volkes. Ist es der mystische Drang nach der Vereinigung mit Gott? Sprießt es aus einer tiefen sittlichen Anlage hervor, die nach Selbstentäußerung, nach Aufopferung verlangt? Wahrscheinlich nur in Wenigen. Erblüht es aus der Kampfstimmung, die für das Heilige in den Krieg ziehen möchte? Entspringt es aus einer ästhetischen Begabung, die durch den Katholizismus ihre besondere Richtung empfängt? Wahrscheinlich in einer weit größeren Zahl. Ein Weg zur Beantwortung dieser Frage führt durch die Geschichte der spanischen Heiligen. Das Leben der Heiligen ist eine köstliche Lecture für praktische Psychologen; sie läßt in Tiefen des Seelenlebens blicken, die selbst die größten Dichter nicht entschleiert haben. Bei Anderen wird es sich schwer von dem Bedürfniß nach irdischer Versorgung trennen lassen und in der großen Mehrzahl der Menschen wird es, hier wie überall, gewiß der aus dem Gefühl der Abhängigkeit hervorgehende Utilitarismus sein. Eines Tages betrat ich eine einsame Kirche. In einer Kapelle lag ein Weib vor einem Heiligen und schluchzte; dazwischen sprach sie laut. Sie erzählte ihm ihre Leiden deutlich, ausführlich; und plötzlich übermannte sie der Zorn. Oder war es die Verzweiflung? Sie richtete sich auf, sah zu ihm auf und schlug mit der Faust auf das Betpult. „Wach auf! So oft habe ich Dirs schon erzählt", schrie sie, „und Du hörst mich nicht!" Und wirklich: der Heilige hörte sie nicht. Der sah während des Sturmes zu seinen Füßen unverwandt das Christkind auf seinem Arme an, das ihm seine Aermchen regunglos entgegenstreckte, und mit der rechten Hand hielt er ruhig und unbewegt eine voll erblühte, hölzerne Lilie. Da begriff ich völlig, was ein Hei-

liger für ein elendes Menschenkind sein kann: ein guter Freund, dem man Alles anvertrauen, von dem man Alles erbitten kann, vielleicht der letzte Freund, der ihm geblieben ist. Der Heilige ist ein Mensch gewesen, er hat eine Individualität, er ist dem Menschen verwandter als der ewige, vollkommene Gott, der immer Recht behält, während man dem Heiligen auch einmal nachweisen kann, daß er es mit seinen Pflichten lässig nimmt. Und bei der großen Zahl der Heiligen ist man sicher, daß man einen nach seinem Geschmack findet; und die angetragene Freundschaft kann er nicht ablehnen. Doch tiefer als diese Betrachtung bewegte mich der ästhetische Charakter des Vorganges. Es war ein künstlerischer Genuß: diese im Weinen noch deutliche, vollklingende Sprache, der leidenschaftliche Ton der Rede und endlich die Bewegungen der Frau. Wenn doch ein Schauspieler Das mit ansehen könnte, dachte ich. Aber das Taktgefühl regte sich immer stärker und mir zum Vorwurf hörte ich auf einmal in meinem Inneren einige Verse aus einem Gedicht von Lamartine, das ich in meiner Jugend auswendig gelernt hatte:

Je suis seule et mon âme
Peut verser devant vous ses douleurs et sa flamme
Et confier au ciel des accents ignorés,
Que lui seul connaîtra, que vous seuls entendrez.

Da ging ich leise hinaus.

Ob die spanischen Kirchen außer ihren Schätzen an Werken der Bildenden Künste auch hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Redenden enthalten, weiß ich nicht. Ich habe nur ein Oratorium im Dom zu Sevilla von Eslava gehört, das auf mich keinen kirchlichen Eindruck machte, und in Valencia eine Predigt gehört, die nicht an französische Predigten hinanreichte. Eben so wenig kann ich über die politische Beredsamkeit und die Höhe des theatralischen Könnens ein Urtheil abgeben. Die Cortes tagten nicht und die großen Theater waren geschlossen. So konnte ich nur kleinere Theater besuchen, in denen mir das Zusammenspiel gefiel; auch die unbetheiligten Mimen waren wie durch einen elektrischen Draht an die Hauptdarsteller gebunden. Die bekannten Vorstellungen in Sevilla haben mich dagegen abgestoßen. Im Hintergrunde der Bühne eine Anzahl Frauenzimmer von gemeinem Aussehen, als seien sie aus einem Lupanar entlassen, vor ihnen zwei hübsche Tänzerinnen in langen, schweren Kleidern, heftiges Geschrei aus dem Hintergrunde, das sich immer mehr steigerte und die Tänzerinnen zu immer rascheren Bewegungen anspornte, bis sie am Schluß der Vorstellung athemlos zusammenbrachen. Zwei mir unbekannte Engländer, die neben mir saßen, fragten mich, wie mir der Tanz gefallen habe. Ich antwortete, er habe mich an den indianischen Kriegstanz erinnert, worauf sie lachend bestätigten, das Selbe hätten sie am Abend vorher gesagt. Sie waren also trotzdem wiedergekommen. Ich denke mir, es müßte ein großer Genuß sein, auf die bedeutenden spanischen Theater ein genaueres Studium zu ver-

wenden. Dazu brauchte man keine langen Reisen zu machen; man könnte sich wahrscheinlich auf Madrid und Barzelona beschränken. Man müßte natürlich eine gute Kenntniß der spanischen Sprache zur Lösung dieser Aufgabe mitbringen.

Baedeker sagt mit Recht, daß es nicht unmöglich ist, das Land ohne Kenntniß der Sprache zu bereisen; wenn nämlich der Reisende nur die großen Städte besucht und in den großen Gasthöfen absteigt. Da wird er von einem Französisch sprechenden Portier am Bahnhof empfangen, von Französisch sprechenden Kellnern bedient, bei seiner Abfahrt von Personen zum Bahnhof geleitet, die Fahr- und Gepäckschein für ihn besorgen. Auch die Küster der größeren Kirchen und die Museumsdiener sprechen Französisch. Aber jeder Schritt von diesem breiten, bequemen Weg bereitet ihm Schwierigkeiten oder Unannehmlichkeiten. Aber darauf lege ich nicht das größte Gewicht. Er kann sich nicht mit den Menschen unterhalten und in ihren Ideenkreis eindringen, kann nicht die Zeitungen lesen, die ihn doch jeden Tag in die innigste Berührung mit dem Leben der Nation setzen, nicht den Predigten, den Reden der Anwälte, der Abgeordneten folgen, er kann nur Opernvorstellungen oder Ballets, nicht das geprochene Wort des Schauspielers verstehen.

Er kann auch einem Stiergefechte beiwohnen; aber wenn er ein gebildeter Deutscher ist, wird ers nicht gern thun. Ich glaube, für jeden human empfindenden Menschen ist das Empörendste und Ekelhafteste, daß die eigentlichen Opfer der Stierkämpfe alte, abgetriebene Pferde sind, die, nachdem sie dem Menschen Jahre lang gedient haben, auf diese rohe Weise umkommen müssen. In einigen Städten bietet sich an Sonntagnachmittagen ein Ersatz für das Stiergefecht, den ich nicht genug empfehlen kann. Das ist das baskische Ballspiel. Zwei Parteien, jede aus zwei Personen bestehend, spielen gegen einander. Die eine schleudert einen Ball mit großer Kraft gegen eine Wand und die andere muß ihn auffangen, worauf sie den Ball wirft, der nun von der ersten Partei aufgefangen werden muß. Dabei wird eine Schnelligkeit und eine Gewandheit entwickelt, die den Fremden in das höchste Erstaunen versetzen. Ich habe gesehen, daß ein Ball fünf Minuten lang den Boden nicht berührte. Ein Spanier erzählte mir, es komme vor, daß der Ball während einer halben Stunde ununterbrochen hin- und herfliege; aber ich denke mir, dieser Spanier war ein Gascogner. Was ich da sah, erinnerte mich an Lords Cricket Ground in London, den man gesehen haben muß, wie die Universitätbootwettfahrt im Frühling und die Pferderennen zu Epsom und Ascot im Mai und Juni. Das Spiel, das ich in Madrid sah, stand höher als das in London. Aber in allen übrigen Beziehungen hielt es den Vergleich nicht aus. In London eine enthusiastische Gesellschaft um den grünen Spielplatz gruppirt, blauer Himmel und elegante Toiletten; in Madrid ein düsteres, schmuckloses Gebäude, von einem entsetzlichen, ununterbrochenen Geschrei erfüllt, als befände man sich an der pariser Börse.

Auch die Kunstgenüsse Spaniens werden also nur Wenige befriedigen. Wer auf mich hört, wird andere Länder aufsuchen. Belgien und Holland sind dem heutigen Geschlecht fast nur deshalb bekannt, weil dort Ostende und Scheveningen liegen, und doch darf die Stadtkultur der Niederlande, was Architektur und Malerei betrifft, sich neben Norditalien stellen. Großbritaniens Landschaft ist von so entzückender Schönheit, daß sie allein einen Besuch des Landes lohnt; außerdem besitzt es herrliche Domkirchen und die Reize des Mittelgebirges in Wales, in Schottland, in Cumberland und Westmoreland. Frankreich, abgesehen von Paris, ist wohl auch vor dem Krieg wenig besucht worden, obwohl ihm die Hochgebirgsnatur nicht in den Alpen und den Pyrenäen, die Mittelgebirgsszenerie nicht in der Auvergne fehlt und obwohl ihm weder stolze Schlösser noch prächtige Domkirchen noch endlich anmuthige Städtebilder versagt sind. An seinen Reichthum an Ueberresten des römischen Alterthumes zu erinnern, ist hoffentlich überflüssig. Und dann giebt es in Frankreich noch immer sehr gute mittlere Gasthöfe. Der Bergsteiger weiß, daß gewöhnlich nicht die höchsten Berge die schönste Aussicht gewähren, und der Reisende, daß oft nicht die allerersten Gasthöfe die besten sind. Der französische Baedeker versteht es vortrefflich, ihn auf deren verschiedene Eigenschaften aufmerksam zu machen, weil er mit den Sternen sparsam umgeht und hier und da sich der Sprache bedient, um sie zu charakterisiren. Da finde ich, zum Beispiel, für eine französische Stadt folgende drei Gasthöfe in dieser Ordnung aufgeführt: Grand Hôtel de l'Univers; de 1er ordre et avec prix en conséquence. Grand Hôtel de Bordeaux; bon. *Hôtel du Faisan. Ich weiß nun sicher, daß ich an den ersten vorübergehe und das letzte das beste ist. Dort finde ich in der That schöne Zimmer, vortreffliche Betten und eine ausgezeichnete Küche; der Gasthof ist von Franzosen, der Hof von Automobilen überfüllt. In dem Grand Hôtel de Bordeaux speise ich einmal; es ist gut, aber es steht unter dem Fasanen. Das führe ich an, weil ich hoffe, daß sich die Baedeker einiger anderen Länder ein Beispiel daran nehmen.

Sollte nun aber der Leser darauf bestehen, nicht nach Frankreich und England, sondern nach Spanien zu reisen, so habe ich ihm nur noch zwei Rathschläge zu ertheilen. Der eine bezieht sich auf die Gegenden, die er nicht auslassen soll. Manche Nordländer scheinen der Meinung zu sein, daß Spanien erst in Madrid anfange, Andere, daß das Land nur wegen seiner maurischen Vergangenheit Interesse verdiene. Für den Reisenden, wie ich mir ihn denke, der mit der Geschichte, der Sprache und der Kunst des Landes vertraut ist, wäre es allerdings überflüssig, hervorzuheben, daß die nördlichen Theile des Landes, weil sie sich von der Maurenherrschaft zuerst befreit haben, auch die ältesten Denkmale christlicher Kultur aufweisen und daß man deshalb Städte wie Zaragoza, Valladolid, Segovia, Salamanka, Avila nicht übergehen darf.

Und doch kenne ich hochgebildete Männer, die selbst am Escorial vorübergefahren sind und Barzelona ausgelassen haben, weil es keine spanische Stadt sei. Barzelona aber ist so sicher eine spanische Stadt wie Köln eine deutsche und Mailand eine italienische. Daß man sogar auf den Montserrat verzichten kann, ist verbürgt und erscheint unglaublich; denn er hat in ganz Europa nicht seinesgleichen. Mit seinen zahlreichen Thürmen und Spitzen gleicht er den Bergen der Dolomiten, mit seinen senkrecht aufstrebenden Wänden den Felslandschaften des französischen Jura, namentlich denen im Thale der Albarine und am Lac du Bourget. Der Blick südöstlich vom Kloster auf das Thal des Llobregat und die Pyrenäen erinnert an die herrliche Aussicht unterhalb Klobensteins auf das tief unter dem Beschauer liegende Eisackthal und die Spitzen der zillerthaler Alpen. Der Weg vom Kloster nach San Jeronimo an den Trenca Barrals vorüber und durch das Valle Malo zeigt eine solche Mannichfaltigkeit, Großartigkeit und Steigerung der Eindrücke, daß auch der Vielgewanderte sein Gedächtniß lange durchforschen muß, ehe er etwas dieser Wanderung Aehnliches findet. Die vom Schlern nach Campitello an Schwindel erregenden Abgründen und schönen Matten vorüber, bis der gewaltige Vernel im Vordergrunde über dem Thale des Avisio emporsteigt; die von Perra dem rauschenden Sojalbach entgegen in eine düstere, enge Felsenwüste hinauf, die den Wanderer auf allen Seiten einzuschließen scheint, bis sich endlich im Westen eine schmale Gebirgsspalte aufthut und den Blick auf den in weiter Ferne liegenden Ortler eröffnet; dann die von Les Mottets über den Col de la Seigne an kühnen Bergspitzen, Gletschern und dem Combal-See vorüber durch das Thal der Dora Baltea hinab, bis ihm von Courmayeur her die Sonne Italiens entgegenleuchtet: sie kommen dem Wege nach San Jeronimo nah, aber Eins fehlt ihnen. Diese drei Wanderungen führen ins Thal hinunter, der Weg nach San Jeronimo geht stets hinauf, bis der Wanderer auf einer Felsenspitze steht und nun sein Auge von fernen Gipfeln der Pyrenäen entlang der sich immer gewaltiger entfaltenden Gebirgskette bis zum Mittelländischen Meere schweift. In der Ebene, die zwölfhundert Meter senkrecht unter ihm beginnt und sich nach Norden und Westen ausdehnt, manövrirte Julius Caesar die Pompejaner aus Spanien heraus; und durch diese Ebene kam von den Pyrenäen her ein anderer General und hängte unten in der Klosterkirche seine Waffen auf: Ignacio Loyola. Die Erhabenheit des Montserrat hat Wilhelm von Humboldt in edler Sprache geschildert. Niemand, der Spanien zu besuchen beabsichtigt, sollte diese Beschreibung (wie auch seine andere von Sagunt und dem Baskenland) zu lesen vergessen. Seit Humboldts Besuch hat sich der Kamm des Berges wenig verändert; seine Darstellung ist noch heute richtig, wie ich behaupten darf, denn mich führte der Zufall in der selben Jahreszeit hinauf. Gerade waren hundert Jahre verflossen. Und nach-

dem ich nun die charakteristischen Züge des Berges vorgeführt habe, kann ich noch eine andere Wanderung erwähnen, die durch ihre Richtung und die Aussicht des Endpunktes an den Mirador erinnert: die von Castellamare durch schönen Wald auf den Monte San Angelo, von wo man den Busen von Neapel, die ganze Halbinsel, die Insel Capri und den Meerbusen von Salerno überschaut.

Der zweite Rathschlag betrifft die Reisezeit. Townsend bemerkt richtig: the best time for him to begin his expedition is in autumn. Aber die große Mehrzahl aller Fremden reist im Frühling; die Einen, weil sie „dem Frühling entgegenfahren" wollen, die Anderen, um den religiösen Festen in Sevilla beizuwohnen. Keiner der beiden Beweggründe sollte den Reisenden leiten. Mit dem spanischen Frühling hat es seine eigene Bewandtniß. Die hohe Lage eines großen Theiles von Spanien über dem Meeresspiegel und die vielfach von aller Vegetation entblößten Berge bewirken, daß der Frühling in großen Theilen des Landes dem unseren in Mitteldeutschland und am Rhein kaum voraus ist, während die Südküste und das untere Thal des Guadalquivir sich zur selben Zeit schon dem Sommer nähern. Ich erinnere mich noch mit Verwunderung, wie sorgfältig die älteren Leute in Barzelona in der zweiten Hälfte des März sich gegen Abend mit dem Mantel den Mund bedeckten. In Valencia kämpfte am Ende des selben Monats die Sonne einen harten Kampf gegen den von den Bergen herabkommenden eisigen Wind; und die Schlacht blieb unentschieden. In Granada war es kalt und in Bobadilla hatte der Bahnwirth einen Ofen aufgestellt, den die Fremden fröstelnd umdrängten. Am selben Tag, es war im April, kamen wir in Malaga in unseren Mai hinein und einige Tage darauf war es in Sevilla so heiß, daß die Betten mit Moskitonetzen umgeben wurden. Mitte April herrschte in Toledo und Madrid während der Nacht empfindliche Kälte, während gegen Mittag die Sonne so unangenehm brannte, daß das Gehen ermüdete. Aber selbst wenn unser Frühling in Spanien zu finden wäre, würde er uns wenig Freude bereiten. Denn was ihm in unseren Breiten seinen Reiz verleiht, ist, daß ein großer Theil der Bäume neue Blätter ansetzt. Die Bäume unserer Zone treten aber entweder in der Vegetation Spaniens zurück, weil Pflanzen wie Palmen, Aloen, Agaven, Kakteen, Orangen- und Olivenbäume vorwiegen, oder es fehlt überhaupt an Bäumen. Und dann die religiösen Feste! Es gab eine Zeit, wo die Kirche viele Aufgaben übernehmen mußte, die heute dem Staat zufallen, ja, wo sie sogar für Vergnügungen zu sorgen hatte. Aermliche Ueberreste dieser Zeit findet man noch jetzt in Spanien. Ich will nur einen dieser Reste beschreiben. Am Mittwoch in der Karwoche, berichtet Baedeker, findet in Sevilla um zehn Uhr vormittags das „Zerreißen des Tempelvorhanges unter Donnergetöse" statt. Ich ging in den dafür bestimmten Raum der Kathedrale. Drei Instrumente — es waren, wenn ich mich nicht irre, ein Baß, ein Violon-

cell und eine Oboe — verübten eine unbeschreibliche Musik. Die Vorderwand schloß ein großer Vorhang ab, hinter dem unendlich lange Zeit hindurch hantirt wurde. Endlich wurde er schnell weggezogen, während die Musik einen bescheidenen Lärm zu Stande brachte. Nun sah man eine größere Anzahl Geistlicher vor dem Altar gruppirt. Das war das Zerreißen des Tempelvorhanges unter Donnergetöse. Nach diesem Anblick wollte ich die übrigen Nummern des Karprogrammes nicht mehr sehen. Zufällig hatte ich im Dom zu Toledo Gelegenheit, einer religiösen Szene zuzuschauen, die einen stärkeren Eindruck machte. Die tiefe Erregung durch die Nachricht, daß der Herr auferstanden sei, die gewaltige Freude, daß er mehreren Personen erschienen sei: Das wurde auf würdige, erhebende Weise dargestellt. Eine mächtige Anziehungskraft üben die großen Prozessionen aus, die, wie die Stiergefechte, unzählige Male beschrieben worden sind. Hat man eine dieser leeren Schaustellungen gesehen, so reicht es völlig aus. Den großen Ruf, den sie genießen, verdanken sie den Engländern, die bekanntlich nicht nur state und style verehren, sondern auch mit einer starken Neigung zu shows begabt sind. Den Spuren der Engländer sind die Amerikaner gefolgt; sie nehmen sich ja die Engländer in Allem, was äußere Lebensformen angeht, zum Vorbild. Den dritten Theil des fremden Kontingentes stellen die Franzosen; sie werden durch billige Rückkarten ihrer Eisenbahngesellschaften dazu verlockt. Andere Völker sind nur in geringer Zahl vertreten. Kann man diese Festlichkeiten mitnehmen, so wird man es thun; aber nach Spanien reisen, nur um sie zu sehen? Davon ist abzurathen. Von den großen Schwierigkeiten, in der Karwoche in Sevilla unterzukommen, von den entsetzlichen Löchern, mit denen viele Reisende vorliebnehmen müssen, von den hohen Preisen und Gaunereien aller Art, die dann verübt werden, will ich nicht sprechen. Nur, als allein genügend, erwähnen, daß in der Fastenzeit überall in Spanien die Altäre verhängt sind. Nun lassen sich die Küster an unbemerkten Stellen wohl herbei, die Vorhänge aufzurollen, aber sie verhalten sich ablehnend, wenn man die großen Altarbilder in dem Hauptschiff und in den überall sichtbaren Kapellen zu sehen wünscht; am Gründonnerstag und Karfreitag aber stellen sie den Dienst ganz ein. Zu dieser Unannehmlichkeit gesellt sich die andere, nicht minder empfindliche, daß die Spielzeit der großen Theater schon früh aufhört.

Deshalb sind Frühlingfahrten nach Spanien aus keinem der beiden Gründe anzurathen; die Fastenzeit erschwert es dem Wanderer geradezu, seinen Zweck zu erreichen. Wenn er aber Mitte September seine Reise antritt, findet er Kirchen und Theater offen und das Land ist dann mit den Reizen umkleidet, die ihm der Himmel zu bescheren vermag.

Kiel. Professor Dr. Wilhelm Hasbach.

Wiener Werkstätten.

Eins der nützlichsten Resultate der neuen Bewegung im Kunstgewerbe ist die Werkstättenorganisation. In den größeren Städten, wo sich Nutzkünstler zu gemeinsamen Schaffen verbünden möchten, sind die Werkstätten die natürlichen Centralen geworden. Da die Angewandten Künste auf die Mitarbeit des in der Nachfrage enthaltenen Bedürfnisses angewiesen sind und die freie Atelierthätigkeit des Künstlers dieses Bedürfniß gern übersieht, so kommt viel auf eine Leitung an, die beide Interessen vernünftig gegen einander abwägt. Eine Agentur zwischen Künstler und Käufer kann jeder Händler übernehmen; aber entweder wird dann dem Künstler oder dem kaufenden Publikum das ganze Bestimmungrecht eingeräumt und in beiden Fällen sehen wir als Folge schlimme Erscheinungen. In den Werkstätten sind solche Entgleisungen schwer möglich. Die Künstler, die sich hier organisiren, haben einen Namen zu verlieren und müssen zur Bedingung machen, daß kein Gegenstand die Werkstatt verläßt, den sie nicht vertreten können; der kaufmännische Leiter aber, der das Haus erhalten soll und Gewinne vertheilen will, hat darauf zu halten, daß nicht Extravaganzen begangen werden. Er vertritt den Künstlern gegenüber das Bedürfniß, das sich selbst nicht recht kennt, oft Mode genannt wird und doch eine Art von Kulturinstinkt ist; die Künstler betonen ihm gegenüber die ideale, ästhetische Zweckmäßigkeit, das vergeistigte Bedürfniß, kurz: ihr Kunstprinzip. So erfolgt ein nützlicher Ausgleich. Wie eine Gründung, die, über den Profit hinaus, als Kulturorgan gedacht ist, nach vielen Seiten befruchtend wirkt, zeigt die Werkstättenbewegung. In ihr hat sich Etwas von dem alten Genossenschaftideal ganz gemächlich verwirklicht; auch wird das chronische Uebel der Feindschaft zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer hier zum Theil durch ein Interesse an der Sache beseitigt. Wenn die Entwickelung in der eingeschlagenen Richtung fortschreitet, kann noch manches Gute entstehen. Es ist, zum Beispiel, möglich, daß später einmal die privaten Kunstschulen, die, hervorgerufen durch die Unzulänglichkeit der staatlichen Kunstgewerbeschulen, jetzt überall entstehen, Schulen etwa, wie Debschitz und Obrist sie in München leiten und wie Herr August Endell sie in Berlin gegründet hat, sich den Werkstätten angliedern. Der Vortheil müßte für beide Theile groß sein. Die Werkstätten würden den Schülern ein Uebungsfeld der Praxis bieten, wie es besser nicht gedacht werden kann, und die Lehrlingarbeit könnte das Lohnbudget beträchtlich entlasten.

Die Reichshauptstadt, die noch keine Werkstätte hat, muß froh sein, wenn ihr einmal die Arbeiten fremder Verbände gezeigt werden. Das geschah neulich im Hohenzollern-Kunstgewerbehaus. Die wiener Werkstätten stellten dort aus. Das vorhin Gesagte wäre freilich von den münchener oder dresdener Werkstätten besser bestätigt worden. Aus zweierlei Gründen. Erstens finden sich in den Organisationen Münchens und Dresdens viele Künstler zusammen und das Ganze ihrer gemeinsamen Arbeit kommt stets auch vielen verschiedenartigen Bedürfnissen entgegen; und zweitens ist ihre Thätigkeit fast ganz aufs bürgerlich Praktische gerichtet. Die wiener Werkstätten sind aber vorläufig nur eine Assoziation zweier Künstler und eines Geschäftsführers; und sie fabriziren in der Hauptsache Luxuskunst.

Das nahm der Ausstellung von vorn herein die soziale Note. Auch weiß

man nicht, ob sich die Gefühle der Zustimmung und Ablehnung, die Einem während der Betrachtung kamen, an die beiden Künstler wenden dürfen oder ob sie dem neuen wiener Stil im Allgemeinen gelten müssen. Eine Entwickelung dieses seltsamen Geschmackstils zum Gesunden scheint undenkbar; denn die außerordentlichen Eigenschaften der wiener Gewerbekunst sind stets die letzten Wirkungen schon erschöpfter Ursachen. Es ist gewiß möglich, diese schmalbrüstige Aesthetik aus dem wiener Charakter zu erklären; abee Erklärungen machen die Kunst auch nicht besser. Oder vielmehr: nicht robuster, gesunder. Diese ganze Kunst ist verzweifelt gut und solid, absichtlich einfach, klug ohne Seele, raffinirt, primitiv und paradox, grotesk und biedermeierlich schüchtern zugleich, von einer unwidersprechlichen, aber unausstehlichen Vernunft und so absolut geschmackvoll, daß sie fast geschmacklos wird. In dem Sinne etwa — mit dem natürlichen Abstand —, wie die ungeheure Kunst Beardsleys als Ganzes eine kulturelle Geschmacklosigkeit genannt werden kann. Der wiener Stil — immerhin ists ein Stil! — ist etwa egyptisches Rokoko, snobistischer Japanismus und makartisches Empire; die englische Sachlichkeit wird von ihm durch ernsthaft gemeinte Uebertreibungen ironisirt und die belgische Kausalidee im Spiel verzettelt. Was bei den keltischen Blutsverwandten, den Schotten, immerhin noch wie innerer Zwang wirkt, erscheint hier wie die Wahl einer Möglichkeit unter vielen.

Dem Künstler mag es schwer, vielleicht unmöglich sein, sich dieser Atmosphäre zu entziehen. Hoffmann und Moser bestätigen durchaus das geistige Milieu, worin sie leben; sie bereichern es, aber erweitern es nicht. Hoffmann hat Häuser gebaut und Moser vortreffliche Möbel gemacht; doch sagen diese Häuser und Möbel wenig von den Künstlern. Jeder kleine englische Architekt baut solche Landhäuser; und wenn der erfahrene Laie sich Mühe giebt, seine Bedürfnisse kennt, alle Phrasen vermeidet und den Statiker zur Seite hat, kann er sich auch etwas Aehnliches zusammentragen. Versteht sich: wenn er sehr reich ist und mit Material wirken kann. Als Künstler und Persönlichkeiten erkennt man die beiden Wiener erst in ihren Entwürfen für Schmuck, Lederarbeiten und Metallgeräthe, in ihren zierlichen Ornamenten, feinfarbigen Möbelstoffen, schlanken Schablonenmalereien, sauberen Intarsien und lustigen Dekorationen. Dekorateure sind sie Beide, wie Olbrich es ist und wie die Bildhauer Luksch und Metzner es sind, die auch im Hohenzollernhaus mit ausgestellt haben. Metzner ist zwar ursprünglich berliner Porzellanplastiker und erst kürzlich nach Wien berufen worden: aber er ist für Wien prädestinirt und deshalb schnell heimisch geworden. Geschickt sind diese Leute alle bis zur Taschenspielerei. Wie Metzner aus Michelangelo ein ganz kaltes, aber sehr anständiges Ornament macht, wie Luksch mit großer Fähigkeit groteske Simplizissimusfiguren formt und in Thon brennt, so wird in der wiener Kunst Alles zum Ornament, zum Klingklang mit obligaten Modedissonanzen. Während der kurzen Zeit eines Ausstellungbesuches hat man seine helle Freude. Man sieht eine Handwerksarbeit, die in allen Theilen tadellos ist und durch die Liebe und Sorgfalt für das Kleinste sympathisch berührt, eine kultivirte Materialästhetik, vor der man sich schämt, weil man keinen schwarzen Rock und keine Lackschuhe trägt. Man kann Formenkombinationen studiren, die wahres Entzücken erregen, und Einfälle bewundern, die der heitersten Laune entsprungen scheinen. Ueber die stark betonte Sachlichkeit dieser Luxusdinge sieht man hinweg, weil sie oft so erheiternd

unsachlich ist; die Originalitätsucht, die das kleinste Ding mit Monogrammen von Gott weiß wie vielen Autoren stempelt, ärgert nicht, weil sie etwas so sympathisch Verrücktes hat; das stark Parfumirte dieser Kunst belästigt nicht, weil es zum Milieu gehört. Und schließlich hat man als Ergebniß doch den Eindruck, zwei sehr fruchtbare, erfinderische und ungemein thätige Künstler kennen zu lernen, denen sich in Deutschland wenige vergleichen lassen.

Nur hält der Eindruck nicht lange. Wie kann etwas sehr Geschmackvolles so wenig nachwirken? Der Geschmack ist nach den neusten Lehren doch das Wichtigste in der Kunst. Mag sein; aber er ist eine kritische, ordnende, organisirende, ontrolirende Fähigkeit, nicht eine schöpferische; er ist, was der Takt im Gesellschaftlichen ist, der auch eine Persönlichkeit voraussetzt und als Selbstzweck zum Formalismus wird; er lehrt die Kunst des Unterlassens, aber nicht die des Thuns. Was aber bliebe den Wienern, wenn man ihnen den Geschmack nähme? Ein Gemengsel von Urbildern aus England, Schottland, Japan, Egypten, aus der Biedermeierzeit und dem Empire. Und eine große Menge von Quadraten in allen Größen. Darum: wer seiner Frau, seiner Geliebten zum Geburtstag einen originellen Schmuck, ein dekoratives Service, eine prachtvoll gearbeitete Kassette schenken will, findet hier die beste Gelegenheit; wer aber Bestätigung seiner Kulturhoffnungen gesucht hat, wird am Ende doch den Kopf schütteln.

Friedenau. Karl Scheffler.

Lüschen.

Seit Frau Grotefent tot war und ihre kleinen Kinder hilflos zurückgelassen hatte, war „es Lüschen" Hausmutter. Wie schwer die Last war, die das Leben auf ihre jungen Schultern gepackt hatte, konnte Niemand ermessen. Nicht einmal sie selbst. Nur ganz dumpf, in einer schweren, lähmenden Traurigkeit, fühlte sie, daß all die Arbeit, Sorge und Verantwortung sie zu Boden zogen.

Lüschen war dreizehn Jahre alt und hätte noch ein halbes Jahr, bis Michaelis, in die Schule gehen sollen. Sie hatte gern und leicht gelernt. Das war nun vorbei. Lüschen war im Hause nicht mehr zu entbehren. Ihr blieb keine Minute Zeit, an sich selbst zu denken. Und dazu hatte Lüschen überhaupt wenig Anlage. Nur in der Nacht, wenn Alle schliefen und die Sterne durch das Fenster sahen, überfiel sie die Sehnsucht nach der Mutter, immer gleich lebendig, gleich unstillbar; und ihr Kindergemüth blutete aus tausend Wunden.

Am Tage mußte sie die Wohnung reinhalten. Und wie gewissenhaft that sies! Da brauchte kein Winkelchen das Licht zu scheuen. Sie mußte das Essen kochen und den Vater versorgen. Das ging niemals ohne Herzklopfen ab, nie ohne heimliche Angst und Unsicherheit. Sie mußte die vier kleinen Brüder im Zügel halten, damit sie ihr nicht über den Kopf wuchsen. Und sie waren so wild

und zerrissen so viel und waren nicht satt zu kriegen. Dann mußte sie für das Lüttche sorgen, das die Mutter das Leben gekostet hatte. Dörchen war nun beinahe ein halbes Jahr alt, ganz zart und schwächlich, ein klimperkleines Dingelchen. Aber nun gedieh es doch und wurde so niedlich. Lüschen war ganz stolz darauf und liebte das kleine Wesen wie ein echtes, treues Mütterchen.

Alles wäre ja noch ganz gut gewesen; aber da war dieser quälende Druck, der ihr alle Freudigkeit nahm und sie so müde machte, so zum Sterben matt. Das war der Vater. August Grotefent war Steinklopfer. Dieser Beruf macht den Menschen wohl hart. Denn böse war der Vater nicht. Lüschen entsann sich nicht, jemals einen Schlag von ihm bekommen zu haben. Auch gegen die Mutter hatte er nie die Hand erhoben. Er lachte nur niemals und sprach niemals; das Reden hielt er für eine ganz überflüssige Sache. In der Nachbarschaft nannten sie ihn den „ollen Steinpott." Das kam ihm natürlich niemals zu Ohren; denn alle Leute gingen ihm lieber aus dem Weg. Zu Leid that er Keinem was. Nicht einmal den vier ungezogenen Jungen. In seiner Gegenwart wagten sie nicht, sich zu rühren; er konnte sie kaum bemerken. Und Lüschen petzte nicht.

Sie sann oft darüber nach, welche unheimliche, vernichtende Gewalt den Vater so stumm mache. Eine furchtbare Gewalt, die wie ein Felsblock lastete, Lüschen erbeben ließ, alle Gedanken und Entschlüsse des armen Kindes im Keim erstickte. So lange die Mutter lebte, hatte sie es nicht empfunden. Die Mutter stand zwischen dem Vater und den Kindern, sanft, leidend und ergeben; sie nahm die Last auf sich, um die Kinder davor zu bewahren, und ging langsam daran zu Grunde. Müde wurde sie, freudlos und still. Und als sie sich zum Sterben hinlegen konnte, that sie es mit einem Lächeln und sträubte sich nicht gegen das Weggehen. Lüschen war ja da. Die würde treu und gewissenhaft den Platz der Mutter ausfüllen.

Aber nun war Etwas in der Ferne aufgetaucht, das Lüschen mit einer rathlosen, verzehrenden Herzensangst erfüllte. Und in dieser Angst kam die Sehnsucht nach der Mutter zum Schweigen. Nachts saß das Kind aufrecht in seinem Bett, faltete die Hände und bat inbrünstig: „Lieber Gott, hilf mich! Ich muß ja hierbleiben. Wie kann ich denn weg!" Wars dann ruhiger, so nahm es das Lüttche aus seinem Waschkorb, preßte es an die schmale Kinderbrust und flüsterte tröstend: „Ich bleibe ja bei Dich, Dörchen, sei man still, sei man ganz still!" Lüschen fühlte, daß ihre Kräfte schwanden, daß sie so müde wurde, wie die Mutter gewesen war. Sie schleppte sich so hin, mit dumpfem Kopf und schweren Füßen, und hatte manchmal ein wildes, tollkühnes Verlangen, dem Vater zu sagen: „Ich kann nich mehr, es geht nich mehr. Ich geh da an kaput. Siehste Das denn nich?"

Aber wenn der Vater bei Tisch saß, tief über die dampfende Schüssel gebeugt und laut die Suppe schlürfend, dann sank all ihr Muth zusammen und sie brachte kein armes Wort hervor. Und der Vater sah wohl nicht, daß sein Kind verfiel, daß es blasser und blasser wurde und dahinschwand, wie die Tage vor Weihnachten.

— —

In einer Nacht, als Lüschen wieder einen bösen Anfall gehabt hatte und von Todesangst, Athemnoth und rasenden Herzschlägen gefoltert worden war,

wußte sie: viele solche Nächte konnte sie nicht mehr überleben. Schonen konnte sie sich nicht. Und daß der Vater sich eine zweite Frau nehmen könne, kam ihr gar nicht in den Sinn. Was sollte denn werden, wenn sie sterben mußte?

Um die Brüder war ihr nicht bang. Die wußten, so klein sie waren, schon ganz genau, wozu kräftige Ellbogen und derbe Fäuste gut sind. Die würden sich schon durchschlagen. Aber das Lüttche? Was würde aus ihrem armen Lüttchen werden, das nun gerade aus dem Gröbsten heraus war und so niedlich und drollig wurde? Wer würde ihm zu trinken geben, es warm halten, freundlich mit ihm sprechen? Vielleicht würden harte Hände es rauh anfassen, kalte Blicke es lieblos ansehen. Dem Mädchen wurde heiß und kalt wie im Fieber. Und da tauchte wieder der Gedanke auf, der schon manchmal, leise noch und scheu, aus der Tiefe der Nacht heraufgestiegen war. Und er wuchs und wuchs und das arme, schwache Lüschen klammerte sich an ihn. Da war ein Ausweg. Gott sei Dank!

Wenn man sein Liebstes auf der Welt vor dem Leid des Lebens bewahren will: Das kann nicht Unrecht sein.

Ganz leise stand Lüschen auf und zog sich an. Der Vater und die Brüder schliefen tief und fest. Durch das Fenster sah ein viereckiger Himmelsausschnitt mit zitternden Sternen. Durch das Loch in der Scheibe, das mit Papier verklebt war, strich ein kühler Nachthauch. Behutsam nahm Lüschen das schlafende Kleine aus dem Waschkorb und wickelte es in ein wollenes Tuch, das der Mutter gehört hatte; sie fror immer so, hatte immer so kalte Hände und Füße gehabt, die arme Mutter.

Leise stahl Lüschen sich aus dem Haus, mit bloßem Kopf, im dünnen, abgetragenen Kleid, und hielt das Lüttche fest an sich gepreßt. Am Liebsten wäre sie gelaufen; aber dann wäre Dörchen vielleicht aufgewacht und hätte geweint. So ging sie langsam die leere Straße hinunter. Der Mond schien kreidig hell und die Pappeln warfen schwarze, zackige Schatten auf den Weg. Auf der anderen Seite stand der Nachtwächter und betrachtete sinnend eine Laterne, deren Scheiben die Straßenjungen zertrümmert hatten. Er war so vertieft, daß er Lüschen gar nicht sah. Dafür war er eben Nachtwächter. Unbemerkt kam Lüschen an den Feuerteich.

Da war sie ganz sicher. Drüben erhob sich, schwarz und unheimlich, der Stadtwall mit seinen alten Linden und hüben hatte sie Deckung durch das Gebüsch, das den Teich rings dicht umstand. Im Thorwärterhaus schimmerte freilich noch Licht; aber durch die Scheiben sah das Mädchen, daß der alte Sägebühl in seinem Ohrenstuhl eingeschlafen war. Auch die Leichenwäscherin war noch wach. Aber Die war taub und legte sich Karten. Sonst war kein Leben weit und breit. Nur die Blätter rauschten und der Wind ging.

Lüschen kletterte über das niedrige Gitter, das den Teich umgab, und kauerte sich auf dem schmalen Uferrasen nieder. Sie hob einen schweren Stein auf, legte ihn auf das Tuch der Mutter und nahm das Lüttche in ihre Arme. Es war aufgewacht, hatte die Lider offen und sah sie aus klaren, zufriedenen Augen an. Da packte das Lüschen ein wüthender Schmerz um das kleine Leben, das ihre Hände verlöschen wollten. Sie riß das Kind an sich und küßte es, als wolle sies ersticken. „Mein Lüttches, mein Lüttches!“ flüsterte sie, während ihr Mund auf den blonden Härchen der Kleinen lag; „es is nich anders, es is doch

nu mal nich anders! Un Du gehst ja bei Mutter." Das Kind wimmerte leis; denn die Luft war am Teich kühl. Noch einen Kuß unter strömenden Thränen. Dann strich sie das Tuch glatt, legte das Dörchen auf den Stein, wickelte Alles fest zusammen und band noch ihre leinene Schürze darum. Und dann wars geschehen. Lüschen hatte ihr Schwesterchen umgebracht...

Als das Bündel mit dumpfem Klatschen die Wasserfläche berührte und das Lüschen mit festgeschlossenen Augen und zitternden Füßen dastand, schlug die Kirchenuhr gerade Zwölf. Entsetzen packte das Mädchen. Es lief, wie es in seinem Leben noch nicht gelaufen war. In seinen Ohren war ein Hämmern und Stampfen, als sei ein Reiter hinter ihm und verfolge es. Ein scheuer Blick rückwärts... Die Straße ist leer. Kein Mann, kein Pferd. Und alle Gärten schwarz und still und alle Häuser dunkel.

— —

Nun war Lüschen daheim. Es wankte ins Haus, ging aber nicht in die Kammer, wo der Vater und die Brüder schliefen, sondern blieb in der Küche am Herd sitzen. Ganz stumpf und schlaff hockte es da.

Als im Morgengrauen der Vater aufstand und seinen Kaffee haben wollte, sah Lüschen ihn mit verstörten Augen an.

„Dörchen ist weg", sagte sie ruhig. Ihre Augen schienen gar keine Farbe mehr zu haben.

Der Vater starrte sie mit offenem Munde an. Auch jetzt wurde es ihm sauer, ein Wort zu finden.

„Was?" fragte er rauh, mit schwerer Zunge.

Eintönig sprach das Mädchen weiter. „Ein fremder Mann hat das Dörchen aus dem Korb genommen und weggetragen". Die Erzählung war unglaublich, Lüschen verwickelte sich in Widersprüche und konnte Keinen gerade ansehen; doch nichts war aus ihr herauszubringen. Sie weinte nur. Es ging ihr sonderbar. An reinen, friedlichen Bildern wollte sie sich trösten, wollte denken, wie schön es gewesen sein mußte, als die Mutter am Himmelsthor dem Lüttchen entgegenschwebte und sich freute, daß ihr Kleines so gewachsen war und schon „Errerre" und „Eia" sagen konnte. Und wie sie dann Hand in Hand durch den blauen Himmelspalast geschwebt waren, gerade auf Gottes Thron zu. Doch all diese Bilder waren so blaß und zerflatterten, wenn Lüschen danach greifen wollte. Wirklich war ihr nur das Klatschen im kalten Wasser, das Dröhnen der Thurmuhr, die Härte der Menschen und die grenzenlose Verlassenheit.

Sie trugs nicht lange. Und als der Vater sie weiß und kalt in ihrem Bett fand, war auf ihrem Gesicht kein Friede; nur ein herber, kalter Ernst.

Das Leichlein des Lüttchen wurde endlich im Feuerteich gefunden. „Aha", sagten die weisen Leute in der Stadt, „Lüschen Grotefent hat sich die Last vom Halse geschafft. Das war ja aber auch zu viel für den armen Wurm." Und der Professor im Vorderhaus, ein ungeheuer gelehrter Herr, der ein dickes Buch über die „menschliche Auslese" geschrieben hatte, fand durch diesen Fall seine Ansichten von sozialer Tauglichkeit und Untauglichkeit vollauf bestätigt. Lüschens Vater aber und seine vier Söhne klopften weiter Steine. Solche Arbeit erfordert Härte und Kraft.

Charlottenburg. Ilse Franke.

Die sendlinger Bauernschlacht.*)

Nun wollen wir aber heben an,
Von einer Christnacht melden.
Aus den Bergen ziehn gen München heran
Fünftausend mannliche Helden.
Der Gemsbart und der Spielhahnschweif
Sind drohend gerückt nach vorne,
An ihren Bärten klirrt der Reif,
Ihr Auge glüht vor Zorne;

*) Als ich vor vierzehn Tagen hier von Hans Hopfen sprach, den wir im November verloren haben, erwähnte ich auch seine „Sendlinger Bauernschlacht." Aus vielen Briefen erfahre ich nun, daß dieses starke Gedicht (das vor dreiundvierzig Jahren, in Geibels „Münchener Dichterbuch", zuerst erschien) nicht so bekannt ist, wie ich geglaubt hatte. Manchem wird der Wiederabdruck deshalb vielleicht willkommen sein. Hundert Jahre ists gerade her, seit bei Sendlingen (die Landgemeinde ist inzwischen der Bayernhauptstadt einverleibt worden) gefochten, zwanzig Jahre, seit dieser Bauernkrieg von dem katholischen Kirchenhistoriker Johann Nepomuk Sepp in einer lesenswerthen Monographie geschildert wurde. Der vom zweiten spanischen Karl zum Nachfolger auf dem Thron Spaniens ausersehene Kurprinz Joseph Ferdinand von Bayern war 1699 gestorben und sein Vater, Maximilian II Emanuel, den die Glorie des Türkenbesiegers umstrahlte, ließ sich von der ehrgeizigen Hoffnung auf ein süddeutsches Königreich in eine nicht ungefährliche Intimität mit Frankreich verlocken. Als der spanische Erbfolgekrieg ausbrach, kämpften die bayerischen Truppen also auf der Franzosenseite und der Kurfürst konnte, nach den ersten Erfolgen, einen Einfall ins Tirolerland wagen. Da kam, im August 1704, die Niederlage bei Höchstädt, Oesterreichs Heer hauste als Eroberer in Bayern und der Kurfürst mußte in die Niederlande flüchten. Die den Wittelsbachern in Treue ergebenen oberbayerischen Bauern ruhten aber nicht; immer wieder versuchten sie, die Fremdherrschaft abzuschütteln. Vergebens. Auch der letzte, von den oberländischen Insurgenten unternommene Versuch wurde, am Tag nach der Weihnacht 1705, bei Sendling von den Oesterreichern niedergeschlagen. Der Kurfürst war geächtet, die Kurfürstin wurde nach Italien geschickt, die Prinzen mußten, als Grafen von Wittelsbach, alles Ungemach der Gefangenschaft auskosten. Die Länder der Krone Bayern wurden als heimgefallenes Lehen betrachtet; Oesterreich nahm das Innviertel und gab die Oberpfalz dem Träger der kurpfälzischen Würde. Erst 1714, im badener Frieden, wurde Max Emanuel in die Kurwürde wiedereingesetzt und als Souverain in seinem früheren Länderbereich bestätigt. Auf den Befreiungversuch vom Jahr 1705 sind, trotz der sendlinger Niederlage, die Oberbayern noch heute stolz. Und Hopfen, der gute Münchener, hat für die Stimmung dieses Stückes bayerischer Geschichte einen so kräftigen Volkston gefunden wie Fontane für seine Märkerlieder. Seltsam, daß solche Gedichte aus deutschem Volksleben im deutschen Land so unbekannt bleiben; seltsam und betrübend. Hätte den jungen Hopfen, den Lyriker, der Erfolg gekrönt, dann wäre auch von dem alternden, in dem das Nationalgefühl so frisch geblieben war, uns wohl, statt rasch welkender Romane, noch manche Poetengabe beschieden gewesen.

Sie schwenken die Sense, die Keule, das Schwert,
Fünfhundert sind mit Büchsen bewehrt,
Und wie die Schneelahn wächst die Schaar
Von den Bergen rollend im Monde klar.
Ein Fähnlein himmelblau und weiß
Trägt vor dem Zug ein riesiger Greis;
Das ist der stärkste Mann des Lands:
Der Schmied von Kochel, der Meier Hans;
Von seinen Söhnen sieben
Ist keiner zu Haus geblieben.

„O Kurfürst Max Emanuel,
Wir müssens bitter klagen,
Daß Du für Habsburg Leib und Seel'
So oft zu Markt getragen!
Du Belgradstürmer, Du Mohrentod,
Du mußtest ins Elend wandern
Und brichst französisch Gnadenbrot
Zu Brüssel jetzt in Flandern.
Es irrt Dein Weib auf der Landesflucht,
Deine Waisen weinen in Feindes Zucht,
Gebrandschatzt darben die reichen Gaun,
Man sengt die Fluren, man schändet die Fraun,
Man rädert die Männer um leisen Verdacht,
Man reißt die Söhne vom Stroh zu Nacht,
Sie nach Ungarn zu trommeln ins heiße Blei, —
Das Maß ist voll, es birst entzwei;
Drum lieber bayrisch sterben
Als kaiserlich verderben!

Auch hat die münchner Bürgerschaft
Uns einen Brief geschrieben,
Daß sie mit ungebrochner Kraft
In Treue fest geblieben.
Wenn wir den rothen Isarthurm
Nach Mitternacht berennten,
Erhöben drinnen sich zum Sturm
Die Bürger und Studenten.
Denn wie den letzten, theuersten Schatz
Vergruben sie am geheimsten Platz,
Was ihnen geblieben an Waffen und Wehr.
Sie sprechen am Tage sich nimmermehr,
Doch tief in den Kellern bei Fackelbrand
Reicht sich die ganze Stadt die Hand;
Allnächtens zieht von Haus zu Haus
Ein unterirdisches Gebraus,
Ein: Lieber bayrisch sterben
Als kaiserlich verderben!

Wir klopfen ans Thor. Nun laßt uns ein!
  Da geht von den Wällen ein Blitzen
Und feurigen Tod zum Willkomm speien
  Gutkaiserliche Haubitzen;
Und Straßen auf und Straßen ab
  Musketen und Granaten —
Wer hat die Landsleut an das Grab,
  An Oesterreich verrathen?"
Der Pfleger von Starnberg war der Wicht!
Mein Lied nenn' seinen Namen nicht,
Verdammniß und Vergessenheit
Begrab' ihn heut und allezeit,
Sein Kleid sei gelb, sein Haar sei roth,
Sein Stammbaum des Ischarioth!
In Thränen flucht die Bürgerschaft,
Ihr blieb keine Klinge, kein Rohr, kein Schaft;
    Sie ward in wenig Stunden
    Entwaffnet und gebunden.

Doch spie die Höll aus dem rothen Turm:
  Der Landsturm von den Bergen,
Er nimmt die münchner Stadt mit Sturm
  Trotz Kaiser Josephi Schergen!"
Die Brücke dröhnt, die Nacht wird hell,
  Hie Wirbeln, Schreien, Knallen,
Vom „Hurra Max Emanuel!"
  Die Gassen widerhallen.
Schon rief der Feldmarschall von Wendt:
„Die Sache nimmt ein schlechtes End;
Wo bleibt des Kriechbaum Reiterei?
Ich rief sie doch im Flug herbei!"
Da rasselten über den Brückenkopf
Mit rothem Mantel und doppeltem Zopf
Die fremden Schwadronen die Kreuz und die Quer.
Von den Wällen schlugen die Bomben schwer.
    Die Landsleut in der Mitten
    Die haben viel hart gestritten.

Sie flohen über die Haide breit,
  Durch tief verschneite Fluren,
Im Rücken und an jeder Seit
  Kroaten und Panduren.
Dort sind wohl ihrer tausend und meh
  Unter Rosseshufe gesunken
Und haben den blutigen Weihnachtschnee
  Als Wegzehrung getrunken.
Ein Friedhof steht am Hügelrand,
Den erklommen die Bauern mit Knie und Hand,

Auf dem Glatteis ringend im Einzelkampf
Unter Kolbenstößen im Pulverdampf,
Bis von dem Rest der treuen Schaar
Der steile Hof erklettert war.
Da stieß in ein verschneites Grab
Der greise Schmied den Fahnenstab:
„Hie lieber bayrisch sterben
Als kaiserlich verderben!"

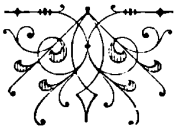
Heiß kochte der Schnee, die Nacht war lang.
Durchs Knattern der Musketen
Zog sichs wie Orgel und Glockenklang,
Wie fernher wanderndes Beten.
Und ein Bauer ein weißes Tuch aufband,
Er thats an der Sense schwenken.
Er mußte des Jammers im bergigen Land,
Der Witwen und Waisen gedenken.
„Von der Zugspitz bis zum Wendelstein
Nur Sturmgeläut und Feuerschein,
Derweil zwischen Hufschlag, Schnee und Blei
Wir fruchtlos fallen vor Hahnenschrei.
Wir habens verspielt ohne Nutz und Lohn,
Drum, feindlicher Obrist, gieb uns Pardon,
Daß die Dreihundert, die wir noch sind,
Heimziehen dürfen zu Weib und Kind . . ."
Drauf ist unter Blitz und Knallen
Der Sprecher vom Stein gefallen.

Da schlossen ums flammende Gotteshaus
Die Landslent eine Kette
Und knallten und schrien in die Nacht hinaus
Eine furchtbare Weihnachtmette.
Als der Hahn im Dorfe zu krähen begann,
War all ihr Blei verschossen,
Sie hingen würgend Mann an Mann
Auf den schäumenden Ungarrossen.
Und als an die Glocken der Frühwind fuhr,
Da stand von den Bauern ein einziger nur:
Das war der stärkste Mann des Lands
Der Schmied von Kochel, der Maier Hans;
Mit einer Keule von Eisenguß
Drosch er sie nieder zu Pferd und Fuß.
Doch als die Sonne zur Erde sah,
Seine sieben Söhne lagen da
Ums Fähnlein, das zerfetzte;
Der Vater war der Letzte.

— — — — — — — — — — — — — —

Nun tröst' Euch Gott im Himmelreich,
Ihr abgeschiednen Seelen!
Es wird von solchem Bauernstreich
Noch Kindes Kind erzählen.
Wohl manch ein Mann, wohl manch ein Held
Geht um in deutschen Weisen.
Wir wollen Den, der Treue hält,
Vor allen Andern preisen,
Der trotz Verrath und Hochgericht
Von seinem Wort kein Jota bricht.
Jetzt aber sagt, wo kehren wir ein?
Ich denk', heut solls in Sendling sein.
Vorbei am Friedhof führt die Straß,
Da grüßen wir unters verschneite Gras:
„Hie lieber bayrisch sterben
Als kaiserlich verderben!"

Hans Hopfen.



Börsenreform.

Da der Appetit beim Essen kommt, sind unsere Börsen auch mit ihren großen Gewinnen an allen möglichen Papieren, diesseits und jenseits vom Ozean, noch nicht zufrieden. Im neuen wie im alten Jahr wünschen sie sich auch eine durchgreifende Verbesserung des fatalen Gesetzes, das ihnen ihren ehemals besten Terminhandel erschwert, die Ausnutzung des Differenzeinwandes zu einer wahren Kunst ausgebildet und namentlich den Stempel ins Unerträgliche erhöht hat. Wird der Wunsch erfüllt werden? Sicher ist, daß jetzt Personen, die sich, mit Recht oder Unrecht, für unterrichtet halten, überzeugt sind, eine wesentliche Erleichterung sei zu erwarten. Vor Allem soll die Depotfrage so erledigt werden, daß kein „oller ehrlicher Seemann" künftig ein Depot zurückverlangen kann, wenn ers in einer Weise, die Vertrauen einflößen mußte, für Spekulationgeschäfte hinterlegt und dann nach allen Regeln des Bankgeschäftes durch ungünstige Kurse verloren hat. Manchem würde durch solche Aenderung das Handwerk gelegt; nicht nur den Biedermännern, die erst nachträglich chicaniren, sondern auch solchen, die von vorn herein für den Fall eines Mißerfolges alle erdenklichen Chicanen geplant hatten. Ferner soll der Differenzeinwand dann nur noch innerhalb einer sechsmonatigen Frist möglich sein. Danach könnte er also nur erhoben werden, bevor die Kontokorrente ausgewechselt

sind. So weit ichs beobachten kann, scheinen besonders die Mittelfirmen von dieser Aenderung sehr viel zu erhoffen. Die großen Firmen und Banken denken wohl anders; sie brauchen nicht um jeden Preis nach einer Kundschaft herumzusuchen und wollen deshalb auch nicht mit Leuten zu thun haben, die auf den eben angedeuteten Wegen sechs Monate lang mit Treue und Glauben spielen. Man darf nicht vergessen, wie die große Masse der Kommissiongeschäfte von Jahr zu Jahr dadurch gelitten hat, daß sie sich gezwungen sah, neue Kunden abzuweisen, den alten aber von Käufen und Verkäufen unter schicklichen Vorwänden abzurathen. Jeder Geschäftsmann von mäßiger Kapitalkraft muß ja die furchtbare Gefahr erwägen, die darin besteht, daß aus Aufträgen, die er für fremde Rechnung ausgeführt hat, durch spätere Gerichtsentscheidungen für eigene Rechnung gemachte Geschäfte werden können. Weil aber der größte Theil des Bankgeschäftes von Provisionen und nicht von Kursgewinnen gelebt hat, erwacht auch in diesen Kreisen immer wieder die Illusion, die gute alte Zeit könne einmal zurückkehren. Und so lange diese Hoffnung lebt, braucht man nicht die Nothwendigkeit ins Auge zu fassen, auf einen anderen Erwerbszweig zu klettern; bekanntlich pflegt dieser Entschluß gerade unseren Bankleuten recht schwer zu werden. Dabei bilden sich solche Optimisten ein, sie würden das selbe Publikum finden, das sie vor Jahren hatten, während sie wahrscheinlich doch in vielen Fällen nur noch mit den Söhnen der alten Spekulanten zu thun hätten, mit Leuten, die inzwischen vielleicht ganz andere Wege eingeschlagen haben. Der Gedanke, daß die allgemeine Unternehmunglust weiter leben und gedeihen wird, mag an sich richtig sein; die überlieferte Form der Provisiongeschäfte braucht daraus aber keinen Nutzen zu ziehen. In der Zeit vor dem Börsengesetz zeigte sich in unseren besitzenden Klassen viel mehr individuelles Leben. In aller Stille machten sich, wie zahllose Fragen an die Presse bewiesen, die Kapitalisten ein gutes oder schlechtes Bild vom Werth und von der Entwickelungfähigkeit der an der Börse notirten Papiere; wenn ihr Plan dann gereift war und ausgeführt werden sollte, suchten sie die Verbindung mit einer Bankfirma. Diese Art, Geschäfte zu machen, könnte man kleinstädtisch nennen; jedenfalls hat sie mehr und mehr aufgehört. Seit der Kreis der Vermögenden und am Effektengeschäft Interessirten sich so beträchtlich erweitert hat, ähnelt die Bewegung auf diesem Gebiet mehr der einer Heerde. Fast Alles ist den großen Banken zugeströmt, die durch Kapital, Ruf, vielleicht auch noch durch einen Prachtbau imponiren. Ob sich nun dieser neue Zustand durch Erleichterungen, die den kleineren Bankfirmen gewährt würden, wieder beseitigen, ob die alte Geschäftsform sich wieder beleben ließe, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Denn rein rechnerisch ist im Voraus nicht festzustellen, wohin der Instinkt der Massen sich wenden wird; und mit wirklichen Massen, mit großen Theilen aller besitzenden Stände hat das Börsengeschäft heute ja wirklich zu thun. Dabei ist noch ein wichtiger Punkt zu beachten. In der Zeit des Börsengesetzes hat das Publikum über Deutschland hinaus sehen gelernt; es kauft jetzt nicht nur in Berlin, sondern auch in London und New-York. Und da diese neue Sitte bisher oft größeren Nutzen, kaum jemals aber ärgeren Schaden gebracht hat als die alte, ist nicht ohne Weiteres anzunehmen, daß eine immerhin geringfügige Verbesserung des Börsengesetzes ausreichen würde, um das Publikum in die Enge der früheren Geschäftsform zurückzudrängen.

Die Gebiete, die der deutsche Kapitalist in Throgmortonstreet und Wallstreet

anbauen lernte, haben ihren verlockenden Reiz auch heute noch nicht verloren. Selbst die Amerikaner, die nicht immer so optimistisch sind wie die Berliner, glauben, das neue Jahr werde ihrem Shares-Markt sehr bald eine neue Hausse bringen. Und wenn man Gelegenheit hat, Privatbriefe amerikanischer Geschäftsleute zu lesen, so findet man Berichte über den gesteigerten Inlandbedarf an Fabrikationstoffen (Metallen, Leder u. s. w.) und sieht daraus, wie gewaltig die Prosperität dieses Landes ist. Da ists dann nicht mehr weit bis zu der Ueberzeugung, daß auch die amerikanischen Papiere noch wesentlich steigen müssen. Geschäfte an ausländischen Börsen sind natürlich nur bei der Schnelligkeit des modernen Verkehrs möglich. Aufträge werden zwischen London und New-York eben so rasch ausgeführt wie zwischen Berlin und Frankfurt. Die von der londoner Stockexchange abgesandte Auftragdepesche wird von der new-yorker Börse gewöhnlich schon binnen drei Minuten beantwortet; inzwischen ist der Auftrag dann ausgeführt. Verlängert diese doch gewiß kurze Frist sich auch nur um Minuten, so beklagen sich die Arbitrageure schon, deren Zahl kaum wesentlich über ein paar Dutzend hinausgehen dürfte. Die Geschäfte dieser Leute werden täglich im Lauf weniger Stunden durch den Draht erledigt; wenn in London die Mittagsbörse beginnt, zeigt in New-York die Uhr ja erst die achte Morgenstunde. Neben den amerikanischen Shares werden, mindestens in den nächsten Monaten, auch südafrikanische Minenaktien wieder bei uns eine Rolle spielen. Anzunehmen ist sogar, daß nun auch das kleinere Publikum sich diesen Werthen in größeren Schaaren nähern wird. Wer etwa einmal Gelegenheit hatte, an den Bankschaltern süddeutscher Mittelstädte die Mineninteressen der Kundschaft zu beobachten, weiß, daß dieses gesteigerte Interesse nicht ausschließlich der Dresdener Bank, deren Wechselstuben und der General Mining Co. zugeschrieben werden muß; die ganze Erde ist heute eben ein Haus und selbst der deutsche Kleinkapitalist lernt nach und nach die Wege finden, die zu fernen Aussichtpunkten führen. Wo Gewinn zu hoffen ist, scheut man die Entfernung nicht. Da im Transvaal schon ungefähr 21000 Chinesen arbeiten und 6300 neue Kulis nächstens in Kapstadt landen werden, wird die Ziffer von 27000 bald erreicht sein: die Maximalziffer der vor dem Krieg in den Minen beschäftigten Arbeiter. Im Ganzen braucht man, weil jetzt auch die Deeps in Betracht kommen, vielleicht 140000 Arbeiter; bis Ende 1905, sagt man uns, wird auch dieser Bedarf gedeckt sein. Ich erwähne die Arbeiterfrage, weil sie in der Minenindustrie Südafrikas bekanntlich der springende Punkt ist und weil die Depeschen über dieses Thema beinahe die einzige Lockspeise für Meinungskäufe liefern.

An den deutschen Börsen hemmt natürlich das Ultimoverbot in Montanpapieren einen großen Theil der sonst zu jedem Unternehmen bereiten Spekulation. Damit soll durchaus nicht etwa gesagt sein, es gebe überhaupt kein Ultimogeschäft mehr, auch nicht in erregten Zeiten. Dagegen spricht schon die Erinnerung an die Tage der auffälligen und doch unergründlichen Hiberniakäufe; gerade damals wurden ja in aller Stille, aber in recht großem Umfang Geschäfte dieser Art gemacht. Aber vor der Zeit des Börsengesetzes, als das Ultimogeschäft noch völlig erlaubt war, hätte diese Campagne uns doch wohl noch einen ganz anderen Anblick verschafft. Wir hätten dann eine große Schwänze erlebt, jede Partei — hie Möller, hie Fürstenberg — hätte das ganze Aktienkapital und noch mehr zusammengekauft, die Contremine wäre abgeschlachtet worden, — wenn nicht alle Geschäfte in Hibernia überhaupt für ungiltig zu erklären gewesen wären. Auf diesem Weg, mit solchem

Mangel an Geschicklichkeit, hätte man früher also ein Bergwerkskapital nicht einzuschließen vermocht. Da ich wieder von der Sache spreche, möchte ich gleich noch hinzufügen, daß die Methode, die ich neulich hier („Wies gemacht werden mußte") skizzirte, natürlich auch nicht die Gewähr sicheren Erfolges in sich trug, sondern nur als immerhin aussichtvoller von mir empfohlen wurde. Den Spekulanten schien der Vorschlag, wie ich erwartet hatte, schon deshalb unhaltbar, weil bei der Annahme dieser Methode die laufenden Prämien-Geschäfte in Hibernia umgefallen wären. Daß auf nur spekulative Abschlüsse keinerlei Rücksicht zu nehmen sei, hatte ich selbst sofort betont. Als eines schönen Mittags, vor Jahr und Tag, Northern Pacific bis auf 1000 stiegen, ist auch — wenigstens für die ernsten Aktionäre — kein Unglück entstanden. Die Wogen der stürmischen See glätteten sich bald genug.

An unserer größten Börse verdienen die legitimen Besucher schon recht lange überhaupt wenig an den „großen" Papieren, die einen weiten Markt haben und leicht zu verkaufen sind. Man stelle sich vor, Jemand halte nach reiflicher Ueberlegung Bochumer Gußstahl oder Laurahütte für zu theuer und verkaufe deshalb in Blanko. Wer so handelt, mag zehnmal Recht behalten: aus börsentechnischen Gründen würde er heutzutage dennoch zehnmal sein Geld verlieren. Die Contremine, die, zum Beispiel, in Laurahütte immer noch besteht, wird im Verkehr kaum sichtbar. Die hier arbeitenden Fixer wissen sich die Stücke von den alten Besitzern (also fern vom Börsengetriebe) zu verschaffen. Verdient wird augenblicklich fast nur an Kassawerthen, also an den Aktien kleinerer Industrien, mögen sie nun Eisen, Kohle oder Fabrikate irgendwelcher Art liefern. Die Aktien der Chemikalienwerke sind dabei wohl meist ausgeschlossen, da die Riesenkurse einen zu großen Barbetrag erfordern würden. Und wie kauft man solche Aktien? Nach den Tips, die von einzelnen Cliquen ausgegeben werden? Am Liebsten, höre ich, folgt die Masse der Börsenbesucher beim Kauf dem Beispiel der Berliner Handelsgesellschaft, deren Operationen sich besonders oft als klug und glücklich erwiesen haben sollen. Daß allzu viele „Gefährten" unbequem werden können, weiß natürlich auch die Fürstenbergbank und läßt deshalb manchmal durch kleinere Firmen kaufen; bis das Geheimniß herauskommt, ist für die Anderen dann der Moment verpaßt.

Selbst wenn die Regirung einen kleinen Theil der Hoffnungen erfüllt, die in den Kreisen unserer Bankleute genährt werden, selbst wenn sie das Börsengesetz ein Bischen reformirt, wird das Geschäft sich voraussichtlich nur für ein Weilchen heben; und zwar auch nur, weil alle Ereignisse, die dem ersten Blick günstig scheinen, die Phantasie zu neuen Vorstellungen anzuregen pflegen. Wichtiger als alles Andere wäre die Befreiung unseres Anlagemarktes von dem hohen Stempel, der die Hauptschuld daran trägt, daß hier ein ganzer Geschäftszweig verdorrt ist. Bekanntlich ging die Verblendung der Reichstagsmehrheit so weit, daß sie selbst die Reichsbank an höherer Beleihung von Konsols und Reichsanleihe hinderte, nur um das Geschäft in diesen Papieren zu erschweren. Gerade die konservativen Parteien, deren Mitglieder auch in der Wahrung ihres Besitzes an deutschen Fonds gewöhnlich sehr konservativ sind, haben nach meiner Ueberzeugung das stärkste Interesse an der Beseitigung all dieser Schwierigkeiten. Doch Fanatiker bedenken, nach alter Erfahrung, selten, daß sie sich schließlich ins eigene Fleisch schneiden können.

Pluto.

Notizbuch.

Herr Dr. Ernst von Koerber ist nicht mehr österreichischer Ministerpräsident. Diskrete Seufzer, schrieb ich neulich, deuten sein Ruhebedürfniß an. Im November hatte ich diese Seufzer gehört, doch nicht ernstlich geglaubt, daß Herr von Koerber zum Rücktritt entschlossen sei. Eine Verstimmung, die wieder weichen wird, wenn er nicht mehr genöthigt ist, sich im Reichsrath täglich schimpfen zu lassen. Gerade die Minister, die ihre Amtsarbeit, nicht nur den Flimmerschein der Macht lieben, betonen gern den Wunsch, von der Geschäftslast befreit zu werden. Hundert Besucher habens von Miquel gehört: „Da hängt mein Hut, steht mein Stock; ich bin jede Minute zum Gehen bereit und werde mich freuen, wenns so weit ist.“ Als es dann so weit war, soll die Freude nicht überschwänglich gewesen sein. Auch Koerber wird bleiben. Fast Alle glaubten und viele Kluge wünschten es; denn der Mann hatte sich nach und nach Respekt erzwungen. Nicht leicht. Ein Beamter wie andere Beamte. Kleiner Adel; nichts, was den historischen Geschlechtern und dem Hof imponirt. Fleißig und tüchtig, gewandt im Ausdruck; man sagte ihm nach, er habe, ehe er im Ministerium auf den ersten Platz rückte, dem Marquis Bacquehem die Reden gemacht, traute ihm aber nichts Besonderes zu. Ein kaum mittelgroßer, zierlicher, sehr eleganter Herr mit feinem, nervösem Gesicht und beinahe bismärckischer Kahlheit. Der, dachte man, wird sich nicht lange halten; die Lebenstage der Beamtenministerien sind in Oesterreich ja bei der Geburt schon gezählt. Aber er hielt sich. Und hielt sich sauber; nie wählte er unanständige Mittel. Er hatte sich vorgenommen, vernünftig zu regiren und die rostige Verwaltungmaschine modernem Bedürfniß anzupassen. Er arbeitete von früh bis spät. Uebernahm zum Ministerium des Innern auch noch das der Justiz, gönnte sich keine Ferien und ging, um Galizien kennen zu lernen und seinem Plan den mächtigen Polenklub zu gewinnen, auf eine Eilreise, deren Strapazen selbst einen Stärkeren umwerfen konnten. Sein Plan war, gegen demagogische Künste und Obstruktion die Wirthschaftkräfte des Reiches mobil zu machen. Seht um Euch, rief er immer wieder den Landsleuten zu: überall gedeiht das Gewerbe, entstehen neue, nützliche Organisationen des Kapitals und der Industrie, überall wächst der Wohlstand; nur wir kommen nicht vorwärts, weil der Hader der Volksstämme die Gesetzgebung lähmt, dem Kapital den Muth zu weitausblickenden Unternehmungen raubt. Entschließt Euch, für Oesterreich, für Eure Kinder zu sorgen, und verzettelt die Kraft nicht an die Fragen, wie in Böhmen die innere Amtssprache der Gerichte geregelt und ob in Mähren eine czechische Universität gegründet werden soll. Vergebens. Der Mann errang sich Achtung. Alle halbwegs Unbefangenen erkannten, daß dieser Gerechte, dessen Reden und Erlasse so viele kluge Worte brachten und der stets wie ein kultivirter Mensch sprach und handelte, nicht den Dutzendbeamten besserer Sorte zu vergleichen war. Doch gegen die Parteiroutine, die Gewöhnung an die wildesten Grimassen politischer Leidenschaft vermochte auch er auf die Dauer nichts. Vielleicht, weil ihm, dessen klarer, wohltemperirter Kopf alles Menschliche menschlich zu begreifen sucht, die Fähigkeit blinden Wollens fehlt; weil er von der Vernunft mehr hoffte als von der Gewalt; und weil er die Kleider vom Straßenschmutz nicht bespritzen lassen wollte. Die Czechen mißtrauten ihm längst, warfen ihm vor, er halte nicht, was er verspreche, und sperrten ihm die Möglichkeit parlamentarischer Arbeit. Um sie zu beruhigen, nahm er den greisen Professor Randa als Vertreter der czechischen Interessen ins Kabinet. Das ärgerte wieder die Deutschen. Dann kam der schlesische Konflikt, der innsbrucker Studentenputsch; und im Reichsrath wurde der Ton

von Jahr zu Jahr rüder. Die deutschen Parteien zeigten deutlich, daß sie an der Lebensdauer des Ministeriums nicht mehr interessirt seien und keine Lust zu dem Versuch hätten, die Obstruktion der (von den Polen verlassenen) Czechen zu besiegen. Da verlor Herr von Koerber den Muth. Ein Junggeselle, der bei seiner Mutter lebt, keine großen Bedürfnisse hat und die Folgen fünfjähriger Ruhelosigkeit zu spüren begann. Wofür sich opfern? Wozu Vernunft predigen, wenn Niemand zuhören will? Er bat so eindringlich, daß der alte Kaiser ihm die Entlassung nicht weigern konnte. Schon hatten sich im Budgetausschuß ja, um ihn zu kränken, Deutsche und Czechen vereint. Keine Aussicht, das Parlament zu ruhiger Arbeit zu bringen. Er ging. Bei uns hat man gefragt, ob dieser Ministerwechsel nicht den Abschluß des Handelsvertrages erschweren werde. Sicher nicht; Herr von Koerber hatte keine Zeit, sich um die auswärtige Handelspolitik eifriger zu kümmern, als die Pflicht dem Ministerpräsidenten vorschreibt. Und seinem Nachfolger, dem glatten, in den Künsten politischer Regieführung erfahrenen Freiherrn von Gautsch, liegt als einem Manne der Unterrichtsverwaltung, die Handelspolitik noch ferner. Das Ministerium hat den modernen und gescheiten Nationalökonomen Boehm-Bawerk verloren, den ein alter Routier als Finanzminister abgelöst hat, aber in dem Sektionchef Franz Klein einen Leiter der Justizverwaltung gewonnen, um den wir Oesterreich beneiden können. Und nun geht das alte Spiel weiter. Wo das Recht der Majorität nicht anerkannt, skrupellos täglich, wie in Wien und Pest, durch Obstruktion gebrochen wird, ist ernsthafte Arbeit nicht möglich. Doch das Mühen des Herrn von Koerber wird nicht ganz nutzlos bleiben. Früh oder spät: eines Tages werden Deutsche und Czechen, Polen und Italiener den Mann zurückwünschen, der gerecht und vernünftig regiren und nicht eitel im Glanze stolziren, sondern still und bescheiden eine Sache zum Sieg führen wollte.

* * *

Oefter als von dem österreichischen ist in den letzten Wochen von dem oldenburgischen Minister gesprochen worden. Der arme Herr Ruhstrat kann nicht zur Ruhe kommen. Zuerst war ihm nachgewiesen worden, daß er bis vor zehn, zwölf Jahren manchmal das sinnige Spiel, so man Lustige Sieben nennt, gespielt habe. (Weiter nichts; die Behauptung, er habe die Spielgenossen protegirt, wurde als unwahr erwiesen.) Das war für einen Justizbeamten nicht rühmlich; aber am Ende kein fluchwürdiges Verbrechen. Dann wurde er beschuldigt, den Landtag belogen und, als Justizminister, einen Meineid geleistet zu haben. Trotz seiner Erklärung im Landtag, trotz seiner beschworenen Zeugenaussage sei erweislich wahr, daß er „bis zum September 1903 in öffentlichen Lokalen mit großer Leidenschaftlichkeit dem Glücksspiel gefröhnt und fast stets die Bank gehalten habe". Wieder wurde vor Gericht die Unwahrheit der Beschuldigung erwiesen. Festgestellt ist, daß Herr Ruhstrat auch in den letzten Jahren (wie er sagt, drei- bis viermal) mit guten Bekannten im Kasino nach der Skatpartie um kleine Beträge Poker gespielt hat. Das soll noch immer ganz verrucht, ganz schändlich sein. So stands in unzähligen Zeitungen. Strafbar ist nach deutschem Recht nur, „wer aus dem Glücksspiel ein Gewerbe macht"; und wenn alle Herren geächtet würden, die jeden Abend ganz andere Summen aufs Hazardspiel setzen, sähe es in den berliner Klubs übel aus; müßte bis in die Hofgesellschaft hinein Heulen und Zähneklappern anheben. Die alberne Heuchelei wird nachgerade langweilig. Ich spiele nie, habe für kein Karten- oder Glücksspiel auch nur das allergeringste Interesse, kenne aber viele Leute (auch Zeitungmacher), denen das Jeu höchste Wonne ist und denen Jeder ohne Zaudern doch Reverenz erweist; Herren in hohen Stellungen und manche Magister Germaniens sind darunter. Warum steht nur Herr Ruhstrat am

Pranger? Die Presse ist oft doch recht schweigsam, wenn sichs um viel skandalösere Vorgänge handelt. Von den Gaunereien des berliner Rechtsanwaltes Heimann, der Millionen verspekulirt, Depots unterschlagen und sich dann erschossen hat, haben wir wenig erfahren; der Holzbock hat dem Kerl, der, seit er die Mitgift von fünfhunderttausend Mark erjagt hatte, ein widriges Protzenleben führte, sogar noch ein Thränchen nachgeweint. Und Herr Ruhstrat wird wie ein abgefaßter Verbrecher behandelt, weil er in der oldenburgischen Langeweile nach dem Skat an vereinzelten Abenden auch noch gepokert, ein paar Mark verspielt oder gewonnen hat. Der Beleidiger hat acht Monate Gefängniß bekommen. Traurig für den jungen Menschen; aber würde ein Schreiber, der den Justizminister wissentlichen Meineides beschuldigt, etwa irgendwo in deutschen Landen milder bestraft, wenn der Wahrheitbeweis so völlig mißlänge wie in Oldenburg? Daß der Journalist im Gefängniß schlecht genährt wird und täglich elf Stunden lang Matten flechten muß, gehört in ein anderes Kapitel; wenn sich eine unserer großen Parteien für die Modernisirung des Strafvollzuges so ins Zeug legte wie für die lieben Diäten, wären solche Zustände längst unmöglich geworden. Herrn Ruhstrat aber dürfte man endlich ruhen lassen. Er soll ein tüchtiger Beamter sein und für die oldenburgischen Schulen viel gethan haben. Ich habe mich umgesehen, doch nirgends eine andere Anklage gegen ihn gefunden als die, daß er mitunter gepokert habe. Und darum Räuber und Mörder? Ist der Mann durch die Jahre lang währende Hetze, die einen Mastochsen nervös machen konnte, für seine Unvorsichtigkeit noch nicht hart genug bestraft? Im Grunde geht diese ganze Privatgeschichte uns ja gar nicht an; nicht einmal die Oldenburger. Meinetwegen könnten sämmliche preußischen Minister abends ihr Geld an Spieltischen verjuxen, wenn sie nur den Tag über Nützliches für das Land geleistet hätten.

* * *

Aber wie soll man die Knechte loben: kommt doch das Aergerniß von oben! Die Frage, ob ein deutscher Minister zwanzig oder vierzig Mark im Monat verspielt, ist immerhin noch wichtiger als die, in wessen Bett eine russische Studentin ihre Nächte verbringt. Und doch fand der Freiherr von Hammerstein, Preußens Minister des Inneren, nöthig, dem Landtag mitzutheilen, daß Fräulein Janina Berson im Bette des anarchistischen Studenten Karfunkelstein gefunden worden sei. Die jungen Leute haben sich einander verlobt, wollen einander fürs Leben gehören; und da Beiden das liebe Geld fehlt, hat das Fräulein während eines Aufenthaltes in Berlin mit dem Bräutigam das enge Stübchen getheilt. Sie lag, als die Polizei eindrang, nicht, wie der Minister sagte, „mit Herrn Karfunkelstein im Bett", sondern im Bett des Herrn Karfunkelstein, der sich auf dem Sofa eingerichtet hatte; noch ein Dritter, ein Freund des Paares, schlief in dem Zimmer. Zu sexuellem Verkehr pflegt man nicht Zuschauer einzuladen; wahrscheinlich ists also züchtig hergegangen. Wen aber kümmerts? Fräulein Berson ist ja nicht verhaftet worden, weil sie geschlechtlichen Verkehrs mit ihrem Bräutigam hinreichend verdächtig sei. Und die Thatsache, daß die preußische Polizei in diesem Fall keinen Ruhm erworben hat, giebt ihrem höchsten Chef noch nicht das Recht, ein junges Mädchen vor dem Erdkreis zu kompromittiren. Doch er nimmt sichs. Er beschilt und verhöhnt die Russin, die, wie sich herausgestellt hat, elf Tage lang schuldlos in Haft gehalten war; und die Vertreter des Adels, der ganzen preußischen Bildungschicht begrüßen wiehernd den riesigen Witz.

* * *

Drei Berichtigungen. Im Spätherbst sprach ich mit Bedauern davon, daß der Pitaval nicht fortgesetzt worden sei. Die leipziger Firma C. L. Hirschfeld macht mich nun

darauf aufmerksam, daß seit dem vorigen Jahr in ihrem Verlag „Der Pitaval der Gegenwart“ erscheint, ein „Almanach interessanter Straffälle“, zu dessen Herausgabe dem tübinger Professor Frank der hamburger Polizeidirektor Roscher und der mainzer Oberstaatsanwalt Schmidt sich vereint haben. Der erste Band (der sechs Mark kostet) bringt eine Reihe interessanter, von Fachmännern geschriebener Prozeßberichte. Zweitens hatte ich neulich gesagt, der Nobelpreis sei im vorigen Jahr Ibsen und Björnson gemeinsam zuerkannt worden. Aus der offiziellen Liste, die mir eingesandt wurde, sehe ich, daß nur Björnson, nicht Ibsen, den Preis bekommen hat. Unglaublich, aber wahr. Drittens schreibt mir (über Jentschs Artikel „Ein Romantiker“) Herr Professor Werner aus Frankfurt am Main: „Herr Jentsch meint, Goethe habe einmal von den Epigonen unter den Dichtern gesagt, sie bildeten sich nur ein, daß sie dichteten; die Sprache dichte für sie. Und in einer Anmerkung sagt der Verfasser, er könne die Stelle im Eckermann nicht finden. Herr Jentsch dürfte wohl an das Epigramm in Schillers ‚Votivtafeln‘ (Ueberschrift: ‚Dilettant‘) gedacht haben: ‚Weil ein Vers Dir gelingt in einer gebildeten Sprache, die für Dich dichtet und denkt, glaubst Du schon, Dichter zu sein.‘ Dieses Xenion wurde von Schillers Gattin allerdings Goethe zugeschrieben und stimmt mit einer Stelle in Goethes Aufsatz ‚Ueber den sogenannten Dilettantismus‘ überein, die lautet: ‚Impudenz des neusten Dilettantismus, durch Reminiszenzen aus einer reichen, kultivirten Dichtersprache und durch die Leichtigkeit eines guten mechanischen Aeußeren geweckt und unterhalten‘.“ Herr Jentsch bleibt dabei, daß der Satz, an den er dachte, in den Gesprächen mit Eckermann oder mit dem Kanzler Müller, vielleicht auch in den Prosasprüchen stehen müsse.

* * *

Ueber die Leoncavallerie kann man leider noch immer nicht schweigen. Als der süße „Roland“ aufgeführt worden war, veröffentlichte der Komponist im Lokalanzeiger einen allerliebsten, doch nicht geruchlosen Artikel. Nie, sagte er darin, haben die Hervorrufe mir so aufrichtige Freude bereitet wie in der dritten Aufführung meiner Oper; nie, also auch nicht in der ersten, wo der Kaiser, sämmtliche Prinzen und Würdenträger ihm applaudirten. Er bescheinigte sich, daß sein Werk „die festen Sympathien des berliner Publikums errungen“ habe und „mit dem heiligen Ernst des Künstlers geschaffen“ sei, also auch „von schlechten Kritiken nicht totgemacht“ werden könne. Dann kehrte er in die Heimath zurück und erzählte Interviewern Wunderdinge. Einzelnes, namentlich die ihm zugeschriebenen Hohnworte über neudeutsche Musik, hat er dementirt. Ohne fromme Scheu bekannt, daß er von den Herren Richard Strauß, Mahler, Weingartner, Schillings, Pfitzner nichts weiß, also ein höchst gebildeter Musikante ist. Nicht dementirt wurde, was er von Aeußerungen des Kaisers berichtet hatte. Der sei „tief ergriffen“ gewesen, habe die Rolandmusik „shakespearisch“ genannt und gesagt, so gut hätte kein lebender Deutscher die Sache gemacht. Sehr glaublich; hier wurde ja schon erwähnt, daß der Kaiser einen deutschen Dirigenten gefragt habe: „Wem sollte ich den Stoff denn geben, da Wagner und Neßler doch tot sind?“ Berechtigter Privatgeschmack; schade nur, daß die Berliner sich von Reklamelärm und Ausstattungprunk zum Besuch der Oper verleiten lassen, von der alle Sachkenner mit äußerster Geringschätzung sprechen. Zu bedauern bleibt auch, daß Herr Leoncavallo (wie Röntgen und andere Gelehrte von Weltruf) den Kronenorden zweiter Klasse erhalten hat. Wenn der Besteller ihm seine Zufriedenheit durch eine ansehnliche Geldspende (die auch wohl erwartet wurde) ausgedrückt hätte, wäre gegen solche Art maecenatischer Belohnung nicht das Mindeste einzuwenden gewesen.

* * *

Noch ein anderer Günstling des Monarchen ist in diesen Wochen gefeiert worden: Herr Professor Ludwig Pietsch. Gefeiert wie selten Einer aus der deutschen Schreiberzunft. Als Theodor Fontane Siebenzig wurde, kümmerten die Maßgebenden sich nicht um den Mann, der für die Mark Brandenburg so viel gethan hatte; der stärkste Balladendichter unserer Tage, der feinste deutsche Causeur sah sich im Festsaal um und sagte dann lächelnd: „Der preußische Adel ist nicht vertreten; kommen Sie, Cohn!" Als Herr Pietsch Achtzig wurde, saß eine Hoheit, der Bruder der Kaiserin, saßen Minister, Würdenträger und Prominente aller Sorten an der Festtafel. Und dem Manne wurden, vom berliner Oberbürgermeister, von Künstlern, Bonzen, Literaten, ganz ungeheure Verdienste nachgesagt. (Herr Ludwig Fulda leistete eine Rede, deren ranzige Albernheit sogar manchen Festgast ans Speibecken trieb.) Wer ist nun der also Gefeierte? Sicher, denkt der Naive, ein allgemein anerkannter Schriftsteller, eine Persönlichkeit von schöpferischer Kraft und leuchtendem Wesensadel. Nein. Der Reporter der Vossischen Zeitung. Der viel Interessantes gesehen hat, aber nie die Fähigkeit erwarb, Geschautes plastisch darzustellen, nie auch nur gutes Deutsch schreiben lernte. Nie einen eigenen Gedanken hatte. Der, wenn er Bälle beschreibt, die ihm befreundeten Damen (mit Schultern, Hals et le reste) huldvoll erwähnt. Wenn er, in endlosen, unlesbaren Artikeln, über Kunstausstellungen berichtet, seinen Schwiegersohn, einen mittelmäßigen Maler, über den Klee lobt und alles Verheißende, was in den letzten dreißig Jahren auf dem Boden der Bildenden Kunst ans Licht gedieh, eifernd verhöhnt und bespuckt hat. Wenn er zu Ministern und ähnlich Enormen geladen war, nie vergißt, die „überreichliche Bewirthung" ausführlich zu schildern. Aus unbekannten Gründen Straße und Hausnummer der Lieferanten angiebt, die einen Saal geputzt oder sich sonstwie ums theure Vaterland verdient gemacht haben. Von Künstlern, über die er als Kritiker öffentlich zu urtheilen hat, werthvolle Werke annimmt. Von Geschäftsleuten sich für Reklameartikel miethen läßt. Aber keinen mächtigen Feind hat, immer sagt, was Herr Omnes hören will, Allen als „guter Kerl" gilt und in einer dünnen berliner Bourgeoisschicht beliebt ist, weil er ihr Zötchen für den Familiengebrauch servirt. Das genügt. So wird man Professor und, wenn man nicht vorher stirbt, mit Achtzig wie ein Heros umjubelt. Sogar der jetzt übliche Ehrensold von zweitausend Mark (jährlich!) wurde Herrn Pietsch vom Kaiser bewilligt; und die reichen Gönner ließen sich gewiß auch nicht lumpen. Sonderbar; die Besitzer der Vossischen Zeitung werden den Mann, der seit vierzig Jahren für sie arbeitet, doch wohl bis ans Lebensende anständig ernähren; und der Erlös aus den in seiner Wohnung gehäuften Kunstschätzen sichert der Erbin ein behagliches Auskommen. Auf Almosen ist dieser representative man der berliner Presse eigentlich also nicht angewiesen. Der Kaiser telegraphirte ihm: „Herzlichste Glückwünsche und Gottes reichsten Segen dem lichtvollen Historiographen und alten, treuen Kriegskameraden meines Vaters zu seinem achtzigsten Geburtstage. Möge der Himmel ihm einen gesegneten Lebensabend bescheren! Wilhelm I. R." Herr Pietsch hat als Berichterstatter den Krieg mitgemacht, aber nie nach Kriegerart gefochten. „Lichtvoller Historiograph": Das erinnert ein Bischen an die „Reitende Artilleriekaserne." Lichtvoll soll doch wohl die pietschische Historie sein, nicht der Geschichtschreiber. Als Kollegen der Buckle, Ranke, Mommsen, Treitschke kannten wir den alten Reporter aber überhaupt noch nicht. Das einzige historiographische Werk, das ich von ihm kenne, trägt den Titel: „Der Kaiser-Keller, ein Gasthaus ohnegleichen" und hebt mit dem folgenden Hymnus an: „Ein Gasthaus ohnegleichen: dies viel mißbrauchte und oft sehr unberechtigt angewendete Beiwort gebührt mit desto besserem Recht und Grund dem im

Oktober 1899 in Berlin eröffneten derartigen Institut, das seitdem eine der größten, meistbesuchten Sehenswürdigkeiten der Reichshauptstadt bildet: dem Kaiser-Keller in der Friedrichstraße 178." So gehts auf siebenundzwanzig kleinen Seiten weiter; auf der achtundzwanzigsten steht dann: „Man konnte mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, daß es einem solchen Institut an starkem Besuch nicht fehlen könnte; aber der Erfolg geht doch weit über jede Erwartung hinaus! Aber auch die tadellos bereiteten Speisen, die guten Weine und die mäßigen Preise tragen nicht wenig zu diesem Erfolg bei. L. Pietsch." Das ist der lichtvolle Historiograph. Der Mann, der in solchem Schülerstil bezahlte Reklamen zurechtstümpert, kann in der Hauptstadt neudeutscher Kultur wie ein hehrer Held des Geistes gefeiert, vom Dichter Fulda als „lachender Philosoph" und „lorbergekrönter Patriarch" der Presse verherrlicht werden. Et haec olim meminisse iuvabit.

* * *

Auch von der Reporterkunst des Gerühmten sei, aus neuster Zeit, eine Probe gegeben. Bericht über die erste Aufführung des „Roland von Berlin": „Die Korridore und das Innere des Hauses boten schon vor dem Beginn der Vorstellung einen ungewöhnlich festlichen Anblick. Die Damen hatten einander überboten in der Wahl der kleidsamsten und elegantesten Toiletten und die, welche sich bewußt und durch ihre Spiegel belehrt waren, daß sie um Hals, Nacken, Schultern und Brust herum etwas Schönes, Augen und Herz Erfreuendes zu zeigen haben, waren beeifert gewesen, ihr Licht so wenig wie irgend möglich unter den Scheffel zu stellen." Das wird den Damen der „guten Gesellschaft", der besten, gesagt. Und den zum Urtheil berufenen Richtern? „Für die Musikkritiker vom Fach war das Urtheil bereits gefällt, ehe man noch einen Ton von der Oper des Italieners gehört hatte." Die Musikkritiker, alle, ohne Ausnahme, werden munter der Rechtsbeugung beschuldigt. Aber Herr Pietsch ist ein so guter Kerl. Dem nimmt man nichts übel. Meinetwegen. Nur soll man von dem Topographen des Kaiser-Kellers und der geschnürten Brüste nicht wie von einem Prinzen aus Genieland reden.

* * *

Die Hüter des deutschen Sprachschatzes sollten sich um die offiziellen Stilsitten eifriger bekümmern. Nicht nur auf der Ehrentafel des lichtvollen Historiographen lasen wir in diesem Winter merkwürdige Sätze. Nur drei Beispiele für heute. Aus einer Depesche des Kaisers an den Präsidenten Roosevelt: „Die Freundschaft zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten, deren Grund der große Friedrich gelegt hat, ruht auf fester, granitener Grundlage, und indem ich in seine Fußstapfen trete, ist es für mich, seinen Nachfolger, eine angenehme Pflicht, an der Kräftigung der Bande zwischen unseren beiden Völkern fortzuarbeiten". Aus einer Feiertagsrede des Generalsuperintendenten Faber: „Laß alles Volk je mehr und mehr erfahren, daß alles irdisch Schöne und Ideale eine Weissagung ist auf den Göttlich-Ewigen, der als das Lamm Gottes den lichten Frieden gebracht hat und als der Löwe aus dem Stamm Juda das siegende Leben." Aus einer — nicht improvisirten — Rede des Kaisers: „Heutzutage sehen wir unsere Kunst von entgegengesetzten Richtungen zerklüftet, die sich befehden und von denen die eine über die andere sich hinwegzusetzen bemüht ist; dabei handelt es sich zum Theil nach meiner Ueberzeugung um Irrwege." Der Repräsentant eines großen Reiches hat nicht Zeit, seine Sätze zu feilen; in seiner Umgebung müßten aber stets Leute sein, die ihm diese Arbeit abnehmen und für die Einheitlichkeit der Bildersprache sorgen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Dampfpflüge

bauen wir in den bewährtesten Constructionen.

Strassenlocomotiven

und

Dampfstrassenwalzen

bauen wir gleichfalls als Specialitäten in allen practischen Grössen und zu den mässigsten Preisen.

John Fowler & Co.

in Magdeburg.

Nervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil und ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert.

Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

„Und Satyr lacht"
„Ohne Maulkorb"

2 Bändchen gereimter Satiren von A. O. WEBER. Jedes M. 1.80. Für Freunde köstlichen und geistreichen Spottes, aber Leute v. vorurteilsloser Denkart. Eine Mischung von Heine und Busch. (Hamburg. Fremdenbl.)

Verlag Friedrich Rothbarth, Leipzig.

Ananas-Rum
Batavia-Arrac

Absolute Reinheit garantiert.

Unerreicht zu Grog, Punsch u. Tee.

2 Orig.-Bastflaschen Mk. 6,—
4 Liter-Postfass . . „ 10,—
verzollt franko inkl. unter Nachnahme.

Tho. Nissen, Flensburg 14.

Garantie: Zurücknahme.

Billige Briefmarken. Preisliste gratis.
Rud. Keil, Gablonz a. N. Austria.

Von

Dr. Adam Karrillon

dem Verfasser d. „Michael Hely" erschien noch

„Eine moderne Kreuzfahrt"

Gr. 8° illustr. M. 4,60,
elegant gebunden M. 5,80.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie vom

Verlag von Fr. Ackermann in Weinheim i. B.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Robert Owen.

Sein Leben und seine Bedeutung für die Gegenwart.

Mit einem Bildnis Robert Owens.

Von

Helene Simon.

Preis: brosch. 7 Mark, geb. 8 Mark.

Casper's
Gemälde-Ausstellung
17 Behrenstrasse 17

E. Claus, La Touche, Sisley, Monet, A. Kampf, Liebermann, Danbigny, Corot, Diaz, Daumier, Thaulow, Courtens, Millet, Rousseau, Segantini, Degas

Radierungen Sport ✻ Gravüren.

Das Germanentum und sein Verfall.

Eine rassenpolitische Studie von **Max Engelmann.**

480 S. 8°. M. 8,—, geb. M. 9,—.

Ist es reiner Zufall, dass die Sozialdemokratie nur in christlichen Ländern gedeiht? — **Engelmann** findet im Christentum die wahre, geistige Mutter der Sozialdemokratie. Es sei ein Fluch für das wahre Germanentum und der Todfeind aller Edelrassen. Die Untersuchungen des Verfassers werfen ein ganz neues Licht auf die Rassenwerte unseres Volkes, auf Gedankenfreiheit, Wahlrecht, Judentum etc.

Zu beziehen von **Friedr. Funcke, Verlag, Stuttgart.** Prospekt frei.

P. P. Liebe

Verfasser der „Seelen-Aristokraten“ etc. zeigt an, dass er **Charakter**, Innenleben, die Psychologie der Persönlichkeit aus ihrer **Handschrift** erforscht. Distinguierte eingeschränkte Praxis seit 1890. Kombinierte Original-Methode. Die grosszügigen, lebendigen Seelen-Analysen des Entdeckers der **Psychographologie** unterscheiden sich streng von alltäglichen Handschriftenbeurteilungen. Massgebende, ausführliche Anerkennungen aus den Kreisen der Intelligenz. Moderne Menschen, die mehr eine Sehnsucht nach Erkenntnis reizt als der Kitzel der Sensation mögen **brieflich** anfragen. Sie empfangen frei und unverbindlich: die **Bedingungen** für Charakterbeurteilungen und intensiv anregende Broschüre.

Adr.: P. P. Liebe, Schriftsteller, **Augsburg**.

Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das **Sexual-Nerven-System des Menschen** und dessen Auffrischung und Kräftigung durch ein erprobtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche geg. 25 Pf. frei. **Gustav Engel, Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.**

Grössere Verlagsbuchhandlung

technisch u. kaufmännisch erfahren und äußerst solide geleitet, ist geneigt, behufs Ausführung einiger großer u. gewinnbringender Verlagsunternehmungen vornehmer, aber f. weite Kreise berechneter Richtung mit einem Interessenten in Verbindung zu treten, der Verständnis für das weite Gebiet des modernen geistigen Schaffens besitzt und als stiller od. tätiger Teilhab. seine Neigungen betätigen möchte. Nähere Auskünfte, Referenzen u. Ausweise stehen zur Verfügung. Off. sub. **R. S. 4562** an **Rudolf Mosse, Berlin W. 35.**

FUNKEN EINE ZEITSCHRIFT GEGRÜNDET VON WALTER SCHULTZE-BRUHL

Funkelnden Geist, sprühenden Witz, fesselnde Eigenart, ernste und anmutige Schönheit enthalten die „Funken“, illustrierte Halbmonatsblätter, die durch freieste, aber künstlerische Behandlung aller Themen jeden, einer feinen Lebenskunst zugänglichen Gebildeten erfreuen und erheben. Monatl. 2 Hefte in vornehmer Ausstattung. Jedes Heft 30 Pf. Durch alle Buch- und Zeitungshändler und Postanstalten zu beziehen. Verlag Friedrich Rothbarth, Leipzig. Schriftleiter Arthur Roessler, München.

Hintze-Pianos. Bülowstr. 50

Inh. **Carl H. Hintze**, Großherzogl. Sächsischer u. Badischer Hoflieferant. Flügel- u. Pianino-Fabrik. Pianinos von 400 M. an bis zu den besten Konzert-Pianinos zu 650, 750 M. 2c. Flügel von 950 M. an. Gebrauchte Pianinos 250 M. Gebrauchte Flügel ca. 950 an, darunter **Bechstein, Biese, Duysen, Schwechten, Kaps, Steinway & Sons**, auch billig zur Miete, neu und gebraucht, event. ohne Transportkosten. Große Auswahl. Kulante Zahlungsbedingungen. Illustr. Katalog gratis und franko.

Harmoniums

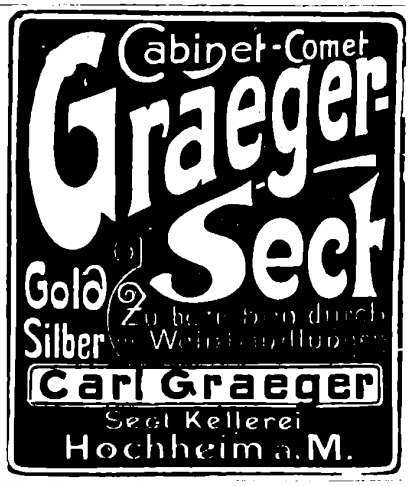
der Firma **Schiedmayer**-Pianofortefabrik Hoflieferant Sr. Majestät d. Kaisers und Königs. **Berlin, Bülowstrasse 46.** Anerkannt von den ersten Musik-Autoritäten. Zuverlässigste Haus- und Kirchenorgeln von M. 180 an. Man verlange den illustrierten Katalog gratis und franko.

Geschäftliche Mitteilungen.

Bei **Casper** in der **Behrenstrasse 17** sind unter anderen momentan Gemälde von Corot, Danbigny, Diaz, Daumier, Millet, Segantini, Sisley, Monet, Thaulow, Courtens, E. Claus, A. Kampf, Liebermann, Ury, Skarbina, Slevogt, Guiquard, La Touche etc. ausgestellt.

Hochmoderne Vorlagen
sind meine echten
Haidschnuckenfelle.
Unübertroffene Qualitäten, herrlich schön in **schneeweiss**, auch silber- und wolfsgrau.
Nach eigener Methode gegen Motten geschützt.
Allerbestes für kalte Füsse.
Stück 4—6 Mk., ausgesuchte Exemplare 7 Mk. Illustrierter Katalog frei, auch über Fusssäcke, Schlitten- und Kinderwagendecken u. v. andere.
Friedr. Heuer, Kürschnermeister, gegr. 1880 — **Rethem a. Aller** — 1880 gegr.
Versandh. für Haidschnuckenpelzdecken.
— Täglich Anerkennungen. —

Aktuell!
Verlag v. Heinrich J. Naumann, Leipzig
Kaiser Otto III.
Drama von Paul Schmidt.
Lange vor dem **„Toten Löwen“** hat hier der Verfasser in dem **Sturze des Reichskanzlers Willigis von Mainz** einen welthistorischen Konflikt zwischen Kaiser und Kanzler dramatisch gestaltet. In **Eckard von Meissen** wird man die Gestalt eines geliebten Sächsischen Königs erkennen. In einem Welt- und Zeitgemälde sondergleichen ist hier die Tragödie des
Epigonentums
unserer Tage geschrieben.
Preis broschiert 2 Mark.



Devise: Qui lira, rira
Soeben gelangte zur Ausgabe das
5. Tausend von
Mixed pickles.

Gereimte Satiren
von **A. O. Weber.**
Geheftet 2,—, gebunden 3 Mk.
Verlag v. Carl Freund, Berlin W. 15.

HERREN
nehmen zur Kräftigung
Yumbehoa-Elixir
Vorräthig à Fl. 3 Mk. in der
MOHREN-APOTHEKE, REGENSBURG. 178
Depot in Berlin: **Salamonis-Apotheke.**

Unsere Cigarren
D. R. P. No. 98582.
sind die einzigen, welche ohne Chemikalien nicotinunschädlich gemacht werden.
Aerztlich überall empfohlen!
Man verlange Preisliste.
C. W. Schliebs & Co. Breslau X.

IBACH 1794 gegründet
Hof-Pianoforte-Fabrik
Potsdamer Strasse 22 B **BERLIN**
Flügel und Pianinos in allen Holz- u. Styl-Arten.
Event. Eintausch älterer Instrumente bei Neukauf.
Vorzügliche Stimmungen.
St. Louis 1904 „Grand Prix“.

Bestellungen
auf die
Einbanddecke
zum 49. Bande der „Zukunft“
(Nr. 1—13. I. Quartal des XIII. Jahrgangs),
elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum Preise von Mark **1.50** werden **von jeder Buchhandlung** entgegengenommen.

Kurt Schaefer
BERLIN W. Kronenstr. 49 I.
Cotillon- und Carneval-Artikel.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zeile 75 Pfg.

„Salem Aleikum“ Wort u. Bild besgl. Form u. Wortlt. d. Annonce sind gesetzl. gesch. Vor Nachahm. w. gewarnt.

Wollen Sie etwas Feines rauchen?

Dann empfehlen wir Ihnen

„Salem Aleikum“

Garantiert naturelle türk. Handarbeits-Cigarette.
Diese Cigarette wird nur lose, ohne Kork, ohne Goldmundstück verkauft. **Bei diesem Fabrikat sind Sie sicher, dass Sie Qualität nicht Confektion bezahlen.**
Die Nummer auf der Cigarette deutet den Preis an.
Nr. 3 kostet 3 Pf., Nr. 4: 4 Pf., Nr. 5: 5 Pf., Nr. 6: 6 Pf., Nr. 8: 8 Pf., Nr. 10: 10 Pf. per Stück.
Nur ächt, wenn auf jeder Cigarette die volle Firma steht:
Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze“, Dresden.
Inhaber: Hugo Zietz, Dresden.
Ueber siebenhundert Arbeiter!
Zu haben in den Cigarren-Geschäften.

Schlossbrauerei Schöneberg

Schöneberg b. Berlin W.

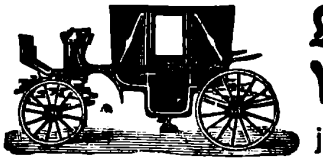
Telephon: Amt IX, No. 5018 und 5424.

liefert ihre vorzüglichen Biere in Flaschen und Siphons für den Familiengebrauch

30 Fl. Schlossbräu (hell) . M. 3.—
30 Fl. Kronenbräu . . . M. 3.—
30 Fl. Schöneberger Cabinet M. 3.—

Pfand pro Flasche 10 Pfg.

Die Biere sind stark eingebraut und ausserordentlich reich an Extraktivstoffen (Nährstoffen), welchen ein [redacted] mässiger Alkoholgehalt [redacted] gegenübersteht.



Luxus-Wagen jeder Art.

Ulrich Deinhardt,
Berlin N. 54, Lothringerstr. 97/98.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, sich zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Gewerbe-Akademie Berlin
mit akademischen Kursen zur Ausbildung von Ingenieuren für Maschinenbau, Elektrotechnik, Hochbau, Tiefbau.
Technikum Berlin
Fachschule z. Ausbildung v. Technikern.
Programme kostenlos.
Berlin W. Königgrätzerstr. 90.

Detektiv- **Institut v. Fuchs, Berlin, Zossenerstrasse 20** besorgt Auskünfte, Ermittelungen, Incassos, etc. allerorts. Praxis seit 1887, gr. Erfolge. Prima Referenzen.

Menschliche Macht.

Sie können sich selbst hypnotisieren, ohne eine zweite Person.
Sie können Ihren Einfluss auf andere geltend machen, auch ohne deren Wissen und Willen.
Sie können jedermann hypnotisieren, selbst durch das Telephon.
Sie haben Erfolg im Heilen von Krankheiten durch Suggestion, ohne jede Arznei.
Man wird Ihre Gesellschaft aufsuchen, Sie werden überall beliebt sein, wenn Sie das Werk studieren **„Macht der Hypnose“.** Preis Mk. 1.60.

Erfolg garantiert! Prospekte gratis!

Wendel's Verlag, Dresden 128.

Mädler's Patent-Koffer

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau. Preislisten gratis.

Verkaufslokale: **Leipzig** Petersstr. 8. **Berlin** Leipzigerstr. 101/102. **Hamburg** Neuerwall 84.

„Pilsner Urquell“ ist der eingetragene Wortschutz des **Bürgerl. Bräuhauses in Pilsen**, worauf zu achten bitten. Versand in *Gebinden, Flaschen u. Tönnchen-Siphons* durch die Repräsentanten in **Berlin SW., Breslau, Stettin** und **Hannover:** **F. & M. Campshausen**

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.